

UC-NRLF



\$B 615 904



Reise-Büchlein  
Sommerbuch

University of  
California:

Es lebe  
der  
Geist!

No 872  
B671  
50

Ernst A.  
Denicke  
Fund





# Sommerbuch



Von derselben Verfasserin erschien im gleichen Verlage:

Der Rangierbahnhof. Roman.

Schlimme Flitterwochen. Novellen.

Halbtier. Roman.

Das Recht der Mutter. Roman.

Der schöne Valentin. Novellen.



# Sommerbuch

Altweimarische Geschichten

von

Helene Böhlau  
(Frau al Raschid Bey)

Zweite Auflage



Egon Fleischel & Co.  
Berlin  
1903

DERLONF

Alle Rechte  
besonders das der Übersetzung  
vorbehalten

70 VINU  
AMBROGLIO

PT 2603  
032  
56  
1903

# An Anna Spier

Unfere grünen Sommer!

214522



## Inhalt:

	Seite
<u>Regine, die Köchin . . . . .</u>	<u>1</u>
<u>Sommerseele . . . . .</u>	<u>19</u>
<u>Der dichtverwachsene Garten . . . . .</u>	<u>105</u>
<u>Jugend . . . . .</u>	<u>125</u>
<u>Muttersehnsucht . . . . .</u>	<u>153</u>

---

# Regine, die Köchin.



„Die Mutter muß sich eine Alte nehmen, eine Alte muß sie sich nehmen, — nein — darauf besteh' ich! Die Frau Mutter ist zu leichtsinnig.“ Das sagte unser Vater, ehe Regine ins Haus kam.

„Aber Hermann,“ antwortete unsere Großmutter und schaute mit ihrem weichen, vom Häubchen eingerahmten Altfrauengesicht ganz betroffen von ihrem Suppenteller auf. Sie aß bei uns, wie immer die Woche zweimal; wann dies geschehen sollte, mußte jedesmal feierlich die Frau Legationsrätin, vulgo Legatse, die eine Etage höher wohnte, eingeladen werden. Aber gerade jetzt zur Zeit war sie gezwungen, unten bei uns zu essen, denn sie hatte keine Köchin.

Von unserer Großmutter Köchin sprach man im Hause auf eine geheimnisvolle Weise, fast ohne Worte, und verstand doch viel zu sagen.

Wir Halbwüchsigen waren aber unterrichtet. Wir wußten, Großmutter's Köchin hatte ein Kind bekommen. Weshalb man das nicht ganz einfach sagte, sondern schwieg, geheimnisvoll flüsterte? Es kam uns dies

ganz lächerlich vor. Kinder hat ja die ganze Welt. Wir verständigten uns untereinander darüber und waren großmütig genug, den Erwachsenen in ihre Sonderbarkeit nicht hineinzureden.

„Also, Frau Mutter, ich bestehe entschieden darauf, du nimmst dir eine Alte. — Es ist dies das zweite, wenn nicht das dritte Mal, daß bei euch oben, . . . nein . . . nein . . . das geht nicht — bei deinem Leichtsinn, Frau Mutter — entschuldige.“

„Wie kommst du mir denn aber vor,“ sagte unsere Großmutter und lachte, wie nur sie lachen konnte, o dieses Lachen! Wollte Gott, ich könnt's noch einmal hören. So lachen die Jungen heut nicht, so seelenjung. Es war das Lachen einer andern Zeit, das bei uns im Hause noch hin und wieder erklang, — einer harmlosen, heiteren Zeit. Ich halte es für ein Glück sondergleichen, daß wir in Begleitung dieses Lachens aufblühten.

„Ich sehe darin gar keinen Grund zum Lachen, Frau Mutter,“ sagte mein Vater feierlich. „Ich dünkte, die Sache ist ernst genug.“

„Du giebst auf deine Leute nicht acht, du läßt sie thun was sie wollen — du kümmerst dich um nichts.“

„Ach so,“ sagte unsere Großmutter. „Nun wird mirs verständlich.“ Sie wischte sich die Augen. „Ich kann nicht gerad' sagen, daß ich auf eine Alte sehr

veressen bin; — aber dir zu Liebe soll 's eine Alte sein — gewiß eine Alte.“

So kam Regine, die Köchin ins Haus.

\*

„Sieh sie dir an,“ sagte meine Großmutter am ersten Tag, als sie bei uns eingezogen war und gerade durch den Hof ging. Die Großmutter winkte meinem Vater, ans Fenster zu treten.

„Nu — weißt du — —,“ sagte mein Vater, als er sie gesehen.

„Es ist eine Alte,“ meinte meine Großmutter mit viel Schelmerei in der Stimme.

„Ja, ja,“ meinte mein Vater etwas ärgerlich.

„Sie ist gewiß recht tugendhaft.“

„Zuverlässig,“ antwortete mein Vater, — „aber, — es gibt weniger häßliche.“

„Herr Sohn, man kann nicht alles beieinander haben, weißt du.“

Nur zum Scherz hatte unsere Großmutter Reginen freilich nicht genommen. Die Großmutter war eine Frau voller Grazie und voller Behagen, sollte sie von einem schönen, sauberen Mädchen nicht bedient werden, wie sie es liebte, so wollte sie wenigstens vortrefflich essen, und es sollte alles gut serviert sein — und das verstand Regine beides.

Gewiß, häßlich war sie, eine kleine, dicke Person mit einem Schöpflein roter Haare, einem endlosen, dünnen dünnen, dummen Zöpfchen, das wie ein rotes Schneckenhaus auf ihrem fast kahlen Schädel lag.

Die Knochen schienen ihr zu klein geworden und so hing die beträchtliche Fleischmasse, wulstig und faltig, nicht recht wohlgeordnet, über derselben. So wandelte Regine durchs Leben und durch unser Haus, niemandem zur Augenweide, doch meinem Vater zur Beruhigung, daß über seinem Haupte, im Kreise der Frau Mutter keine leichtsinnigen Thorheiten zu befürchten waren. — Er bedachte nicht, daß der Mensch nie sündenbar ist. Unsere Jugendsünden, die Maienblüte wird dahin gerafft, und Alterssünden erheben die Häupter oft nur als Ausdruck des Grams, weil sie dahingegangen, die sel'ge Maienpracht.

So mochte es Reginen ergehen; sie hatte geliebt und gelebt und wollte vergessen.

Das alles aber ist vorgegriffen; es währte lange, bis wir Regine verstanden.

Als sie in unserm Hause etwas eingewohnt war und sich behaglich zu fühlen begann, kam unser Vater eines Morgens sichtbar verstimmt von seinem Spaziergang im Garten ins Frühstückszimmer, und es stellte sich heraus, daß er Reginen begegnet war, wie dieselbe die Treppe hinabging und ihr das rote, klein-

fingerdicke Zöpfechen über die Stufen nachgehüpft war. Das ist so zu verstehen, das entseglliche Zöpfechen war ungläublicher Weise um ein paar Zoll länger als sie selbst, und sie liebte es, dasselbe am Morgen nachzuziehen. Vielleicht träumte sie sich in die Zeit zurück, als das rote Schnürlein vielleicht ein armdicker Zopf gewesen. Jedenfalls hatte sie geglaubt, einen ganz andern Eindruck mit ihrem roten, langen Naturspiel auf unseren Vater hervorzubringen, als ihr thatsächlich gelungen war. Sie war unheimlich stolz auf ihren Hauptschmuck. Ja, es war lang, das Zöpfechen, entsegllich lang. Uns Kinder grauste davor, und unser Vater hatte sich wirklich ganz außerordentlich davor erschreckt.

„Es geschieht ihm ganz recht,“ sagte die Großmutter, „weßhalb hat er mir die Alte aufgehängt. Mir wäre schon lieber, sie hätte ein Kind, als so einen miserabel garstigen Zopf.“

„Weißt du, Frau Mutter, das verstehst du nicht. Du stammst aus einer ganz frivolen Zeit,“ antwortete ihr mein Vater.

„I wo,“ sagte die Großmutter und lächelte ihrer lieben Zeit zu.

„So, du hast Regine also begegnet? Ja, ja, das ist ihre Morgentoilette. Sie kehrt auch so bei mir, die Regine. Ja, du kannst ganz beruhigt sein, die ist höchst sittenstreng.“



„Ob sie es aber immer war, lassen wir dahingestellt sein,“ sagte mein Vater ärgerlich.

„Verlange nichts Unmögliches von ihr, Regine lasse ich nicht wieder gehen.“

„Frau Mutter,“ sagte mein Vater, „wann wirst du lernen, die goldene Mittelstraße zu gehen! Entweder umgiebst du dich mit Personen, die vor Leichtsinne und Jugend nicht wissen, wo ein und aus, oder du nimmst dir Ungeheuer ins Haus, die keine Phantasie zu erdenken imstande ist. Ich hatte den Wunsch, daß eine vernünftige Matrone mit weißer Schürze und behäbigem Äußeren, da oben bei dir schalten und walten sollte. — Wäre dir das nicht selbst ein angenehmer Gedanke?“

„Ja, gewiß, wenn die Matrone zu kochen verstünde wie Regine, dann schon; aber ich traute den Matronen nicht recht, die ich sah. Du wirst nächsten Sonntag schmecken, wenn ihr oben bei mir eßt, daß Regine goldezwert ist.“

Ja, und sie war goldezwert. Sie kochte, als wäre ihr Vater ein Dichter gewesen und das Talent hätte sich bei ihr umgesetzt.

Und sie war auch Tochter eines Dichters. Es wird alles an den Tag kommen.

\*

Wir hatten große Wäsche im Haus, und unsere Mutter bat die Großmutter, daß diese ihr Regine auf ein paar Stunden leihen möge, um zu helfen.

Regine aber widerstand mit ruhiger Würde unserer Aufforderung.

„Nein,“ sagte sie zur Großmutter, „das thut mir leid, das kann ich heut nicht, ein andres Mal wieder recht gerne. Heut wird ein Stück von meinem Vater selig aufgeführt, und Sie erlauben wohl, Frau Geheimrat, daß ich auch ins Theater gehe.“ „Ja, um Himmelswillen,“ sagte meine Großmutter, — „was ist denn das?“ griff nach dem Theaterzettel mit dem Abonnementsbillet, der wie immer auf seinem Plaz lag; da sah die Großmutter, daß heute ein seit Jahrzehnten vergessenes, wieder neu ausgegrabenes Stück von Raupach gegeben wurde.

„Und Sie sind Raupachs Tochter!“ rief die Großmutter — „du allmächtige Güte! Wie ist denn das alles mit einander möglich?“

Ja, es war alles miteinander möglich. Eine Kette der interessantesten Angelegenheiten, verhüllten wie eine Wolke, Regine, die Köchin, vor meinen erstaunten Augen. Sie war nicht nur Raupachs Tochter. — Nein — sie war jahrelang in Goethes Haus aufgewachsen, mit seinen Enkelkindern erzogen worden, dann war sie zum Ballet gekommen, und es

war ihr schlecht ergangen, — schlecht ergangen. — Ein Thränenstrom verschlang die letzten Worte und Schicksale.

Ich sehe sie noch stehen, Raupachs Tochter, die rote Zöpfleinschlange zusammengerollt auf dem kahlen Schädel, die sonnte sich im Augenblick glühendrot im hellen Sonnenlicht. Unter Regines Rattunjacke wogten sehr unregelmäßige, gestaltlose Formen. Meine jungen Augen aber sahen das alles nicht mehr. Ein Glorienschein umwob die armselige Person. Ich hätte ihr wie einer Heiligen die Hände küssen mögen.

„Ach, setzen Sie sich, Regine, setzen Sie sich,“ sagte ich zaghaft.

Mir war es unmöglich, ihre geheiligte Person hier stehen zu sehen. Unsere Großmutter saß und machte große, große Augen, und die Brille war über den Augen, auf der Stirn zu sehen. Ich drückte Regine auf einen Stuhl nieder.

„O, Regine, Regine!“ sagte ich. Ich hatte den Faust in diesen Tagen zum allerersten Male gelesen, hatte drunten im Stern, in Goethes Garten, unter hohen Bäumen, in Anbetung ganz versunken auf dem Boden gekniet. Meine leidenschaftliche, kinderjunge Seele war dahin geschmolzen im ersten großen Eindruck.

Unsere Großmutter hatte ja auch Goethen gekannt; — aber dies, — das fühlte ich, war etwas andres. Ich empfand das Intime des Zusammenlebens im selben Nest; ohne daß Regine nur den Mund aufthat, wußte ich alles — alles, was geschehen war, oder hätte geschehen können. — Mit ihm hatte sie dieselbe Luft geatmet, er hatte sie gestreichelt — ihr etwas zu thun anbefohlen. Sie hatte ihn gesehen, wenn er zum Frühstück kam, gesehen beim Essen und Trinken und reden gehört! Reden gehört und auch lachen — vielleicht auch schelten.

Das Staunen verließ mich nicht, ich schaute und schaute auf Regines heilige Person und Schauer überliefen mich. Auch die Großmutter hab ich mein Lebtag nicht so erstaunt gesehen.

„Na, so reden Sie doch, wie ist denn das alles möglich?“

Regine, die Köchin, dieser armselige Rest, war also von all der Herrlichkeit in Weimar noch übrig geblieben.

„Ach, Frau Geheimerätin, möglich ist gar vieles.“

„Ja, hat denn der Raupach gar nicht für Sie gesorgt?“

„Du lieber Gott, du lieber Gott,“ sagte Regine, „was so'n Dichter is. — Nee, Frau Geheimerat, die machen sich nicht viel ‚Schcrupel‘; aber meine Mutter

stand der selgen Frau Geheimerat Goethe recht nah, so hat sich das gemacht.“

„Regine, und da haben Sie wahrhaftig in Goethes Nähe gelebt?“

„No ja, ‚nabierlich‘,“ sagte Regine.

„Das Kompott, was mer letzten Sonntag hatten, die Hagebutten mit Rosinen, waren Exzellenz Goethe sein Lieblingskompott. Das Kochen hab ich im Goethschen Hause von jung auf noch so mit gelernt. — Auch der Hammelbraten mußte allemal mit reichlich Thymian angefezt werden, wie's letzte Mal, wo's den Herrschaften so schmeckte. Ja, auf eine gute Küche gab der Herr Geheimerat schon was.“

„Haben Sie denn gar nichts von Goethe?“ fragte ich.

„O ja,“ sagte Regine, ihr Wortkargheit war unerschütterlich.

„Was Sie haben, zeigen Sie mir?“ bat ich.  
Sie nickte.

Und so kam ich hinauf in ihre Bodenkammer, die sie vor aller Augen sonst streng abschloß. Ich glaube, jetzt zwar nicht der Heiligtümer wegen, sondern um einen Zufluchtsort zu haben, in dem sie ungestört ins Vergessen sinken, oder sich davon wieder erholen konnte.

Wir fanden sie nach Jahren dort wirklich ein-

mal im tiefsten Vergessen liegend, schwer betrunken. Der Schlosser hatte die Thüre erbrechen müssen. Darauf kam sie von uns fort als Oberköchin ins Krankenhaus nach Blankenhain, nicht ohne, daß die Großmutter scharfe Anzüglichkeiten unseres Vaters wegen des unmoralischen Betragens ihrer Leute hinnehmen mußte, was sie in gewohnter Anmut über sich ergehen ließ.

\*

Mit Schauer betrat ich Regines Kammer. Sie führte mich noch an diesem selben Tag, ehe sie ins Theater zur Aufführung des Stückes ihres Vaters ging, hinein, wies stumm auf ein eingerahmtes Stückchen vergilbtes Papier, auf das eine graue Haarlocke geheftet war.

„Die hab' ich mir selbst aufgelesen, als der Geheimerat einmal geschoren wurde.“

„Ach,“ fragte ich, „wie war das?“

„No, da kam der Friseur Eberwein, der ihm immer die Haare brannte, dann hat der Geheimerat geschellt, damit eins rauf sollte und da kam ich, weil sie unten gerade alle was zu thun hatten. ‚Daß die Haare nicht herumfahren,‘ sagte er, und da sammelte ich sie auf; — es waren nicht viele.“

Unter die Locke hatte Regine selbst frei nach

Goethe geschrieben, vor langer Zeit, die Tinte war ganz gelb geworden.

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,  
Wer nie in kummervollen Nächten  
In seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Arme Regine.

Darauf öffnete sie ihre Lade, die sie wohl ihr Lebtag in allerlei Glend begleitet hatte und nahm ein Bündel heraus. Ohne ein Wort zu sagen, entfaltete sie ein vergilbtes Männerhemd mit wunderlichem Gefältel an der Brust.

Ein Hemd von Goethe!

Das zarte Linnen hatte seinen Körper berührt. Es war ihm so nahe gewesen, ein Stück seiner selbst. Gespensterhaftes Bangen berührte mich, wie Regine, die Tochter Raupachs, in ihrem Feiertagskleide, in der ärmlichen Diensthotenkammer, das goethische Hemd ausbreitete, ohne ein Wort zu sagen.

Sie ließ mich ungestört in meiner Versunkenheit. Das schauerliche Vergehen alles Lebens, auch des Göttlichsten, erschütterte mich.

Endlich sagte sie: „Es war eins von den ganz alten. Sie taugten so nicht mehr.“

Dann breitete sie ein purpurrotes Kleid, mit dunkelblauen Borden aus. „Das hat meiner Mutter

schon in ihrer Jugend gehört," sagte Regine. „Das stammt noch von Frau von Goethe.“

„O, lassen Sie sehen, Regine," bat ich. Ich berührte es. Es war aus weicher, indischer Seide. Sein tiefes Rot sah aus wie heiße, glückliche Liebe. Auf diesem zarten Stoff haben seine Augen in Liebe geruht. — Wie klein und zierlich muß Christiane gewesen sein, eine zierliche, volle Gestalt — und so geliebt! — geliebt von dem Herrlichsten! O, wie muß dein Herz unter dem roten, zarten Kleid geschlagen haben, du glückliche Christiane! Dein Grab finden sie nicht mehr. — Vergangen bist du lange, lange schon, verwest, in Staub zerfallen — und dein Kleid leuchtet noch in roter Blut, wie in den Tagen, als er dich darin küßte. Seine Hände haben auch diese fühle, feine, anschlmiende Seide gespürt.

Ich war ganz überwältigt und sagte: „Ach Regine, daß alles, alles vergeht!“

Regine sagte: „Ich meine, das wäre so übel nicht. Mich verlangt nach gar nicht mehr.“

Von diesem Tage an hochte ich, wo ich Reginens habhaft werden konnte, bei ihr, sah ihr zu beim Plätten, beim Kochen, beim Zimmerreinigen, und ihre Stummheit löste sich mehr und mehr. Uralter Dienftbotenklatsch aus jenem gesegneten Hause kam



wieder ans Sonnenlicht; aber auch der intimen, köstlichen Dinge die Fülle, die jener Zeit entstammten und sie lebhafter als manche gründliche Abhandlung vor Augen treten ließen.

\*

Wir hatten bei der Großmutter Sonntags goethische Apfelsuppe mit Korinthen und Semmelbrösel gegessen, goethischen Hasenbraten mit Salbei, das heilige Kompott aus Hagebutten und Rosinen. Ich, Halbwüchsige, aß diese Gerichte, als verzehrte ich das heilige Abendmahl mit tiefer Hingabe; aber auch mit vorzüglichem Appetit. Denn wahrhaftig, Goethe hatte Poesie gegessen. — In Goethes Haus hatten sie es verstanden, zu kochen. Mein guter Vater war längst mit Regine ausgeföhnt. Dies Zusammenfließen des goethischen Haushaltes mit dem unstrigen hatte für uns Kinder etwas unbeschreiblich Geheimnisvolles. — Mir erschien es immer wieder wie ein Wunder und eine Offenbarung, wenn Regine ihre Speisen auftrug, und es war mir oft, als wären wir des großen Dichters Gäste. Er war mir in diesen Speisen gegenwärtig wie in seinen Werken, ja gegenwärtiger, in einer ahnungsvollen Körperlichkeit. Wie die ersten Christen das heilige Abendmahl in stiller, tiefer Ekstase zu sich nahmen, tranken und verzehrten, fühlte und schmeckte ich ihn.

Er war da! — Nie vergesse ich Reginen's heilige Mahlzeiten bei der lieben, teuren Frau. — Und wer ihn auch liebt, den alten Sonnenmenschen von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte; — in Trank und Speise habt ihr ihn alle nicht empfunden! In jener Zeit liebte ich ihn, wie eine heilige Seele Gott ihren Herrn lieben mag.

Nach solch einer wundervollen Mahlzeit schickte mich meine Großmutter einst hinaus in Regine's Küche, damit ich nachschaute, wo der Kaffee bliebe. — Wie ich in die Küche eintrat, glaubte ich in einen Traum geraten zu sein, denn was ich sah, war eine Unmöglichkeit. — Ich stand und starrte — ich blieb stumm und ganz verwirrt, ich fragte nicht nach dem Kaffee, wagte überhaupt nicht den Mund zu öffnen. Regine aber, in geheimnisvollem Gleichmut, nahm einen Teller aus der Spülwanne und trocknete ihn, darauf nahm sie einen kleinen Marmorgrabstein aus demselben Spülwasser und trocknete ihn. Es war ein kleiner Grabstein aus weißem Marmor mit Goldschrift, und zwischen den Tellern sah ich noch eine dunkle Grabtafel und ein schmales Grabkreuzlein hervorschauen. —

„O Regine,“ sagte ich nach einer Weile, „was thun Sie da —?“

„Gar nichts,“ sagte sie.

Ich mußte nicht, wie ich noch einmal fragen sollte. Sie kümmerte sich nicht um mich und trocknete ihren Grabstein, fuhr mit einem Holzstücklein und dem Trockentuch in den ausgehöhlten, vergoldeten Namen. Ich folgte ihren Fingern und las „Ännchen“, den Geburts- und Sterbetag. Es war der Grabstein eines kleinen Kindchens. —

„Wem gehört das?“ fragte ich endlich wieder.

„Das war meins,“ sagte Regine. Auf der dunkeln, kleinen Tafel stand ein ganz verblichener Männername — „Hoffhauspieler“ war am deutlichsten zu lesen, — und auf dem Kreuzlein war Reginens eigner Name eingegraben: „Regine Moll“ — und das alles zwischen Tellern und Schüsseln im Spülwasser.

„Regine,“ sagte ich wieder, „was soll das eigentlich? — Und Sie möchten doch auch den Kaffee bringen.“

„Sogleich ist er fertig.“

Die Grabsteine hatte Regine vom Friedhof im Marktkorb mit heimgebracht, das sagte sie mir, — und wusch, was ihr vom Leben übrig geblieben war, zugleich mit unsern Tellern blank, den Namen ihrer Mutter, ihres Schatzes und ihres Kindes.

Sie war eine geheimnisvolle Person mit geheimnisvollen Gewohnheiten.

---

# Sommerseele.

Meine Großmutter hatte einen alten Küchenschrank. — „Unter der Linde, aus welcher der alte Schrank gezimmert wurde, hat eine goethische Liebste gefessen.“ Das sagte die Großmutter, als wir Enkel oben in ihrer Küche zuschauten, wie die Ananas-erdbeeren aus einem kupfernen Topf, in dem sie in lauter Zucker und Blut ihre duftenden Seelen aushauchten, in Gläser gefüllt werden sollten. Die kleine Küche duftete herzbewegend. Der würzige Geruch drang durchs offene Fenster hinaus in sonnedurchschienene Juniluft. Die Schwalben zogen in krystallener Bläue ihre zarten, schrillen Wonnes- und Jagdrufe nach sich. Der Küchenschrank bekam ein Gesicht; ich sah ihn gewissermaßen zum erstenmal. Da stand er — aus weichem, wie sammetweich gescheuertem Holz, trug etliche Kupfergefäße, eine messingene Theemaschine — altes Hausgerät, das nur noch blank gerieben, aber kaum mehr gebraucht wurde.

Aus seinem Innern drang Brotgeruch; aber

ein eigentümlicher Brotgeruch, ein Geruch nach Brotgenerationen, die bis hinab in die Jugendzeit meiner Urgroßmutter reichten.

Unvergeßlich ist mir dieser Geruch. Er verband uns mit einer fernen, fernen Zeit, mit nie gesehenen, nahverwandten, vergessenen Menschen.

„Unter der Linde, aus der dieser Schrank gemacht wurde, hat eine goethische Liebste gegessen.“ Der Schrank trieb Blätter und Blüten und ward zu einem Baum voller Geheimnisse. Damals waren die Ananaserdbeeren gerade in Gefahr gekommen, anzubrennen. Es entstand ein Durcheinander, kleine, eifrige Schreie der Großmutter: „Ei — ei — ei — ei — ei der Tausend!“ Die alte Köchin brummte, die Ananaserdbeeren dufteten auf höchster Höhe des Duftes. Um den Topf wob sich eine Wolke weißen Dampfes, der Großmutter lief die Brille an. Sie schob sie auf die Stirn. — Sie rührten und schauten.

Die Beeren waren, Gottlob, gerettet. Wir aber wurden hinausgeworfen. Regine, die Köchin, verstand keinen Spaß, denn sie war eine alte, sonderbare Person mit sonderbaren Schicksalen, die ihre erste Jugend im goethischen Hause verlebt hatte. Mit zwölf Jahren war sie Spielgefährtin und Wärterin von Goethes Enkelin Alma, worauf sie sich gar viel zu gute that, und

von uns Kindern wurde sie deshalb wie ein heiliges Wunder angestaunt und verehrt.

\*

„Großmutter,“ sagte ich am Abend, als ich mit der lieben Frau in ihrem blumengeschmückten Zimmer saß, „was für eine Geschichte mag das sein, von der goethischen Liebe unter dem Lindenbaum, aus dem dein Küchenschrank gemacht wurde?“

„So,“ sagte meine Großmutter, „wilst du das wissen? — Ja, das war etwas. — 's ist nie so recht ans Tageslicht gekommen. — Bei uns daheim, in meiner Jugend war auch gar mancherlei davon bekannt. Die Sache ist mit den Leuten, die davon wußten, begraben worden.“

„Mein alter Küchenschrank, der von der Urgroßmutter stammt, ist freilich aus dem Holze gemacht, von jenem Lindenbaum, unter dem der alten Bäckermeisterin Bauchen, von der wir die Semmeln bekommen, ihre Großtante mit den Schwestern gefessen hat.“

„Ja, das sagtest du schon einmal,“ unterbrach ich sie.

„Das hab' ich oft gesagt,“ wiederholte meine Großmutter, „und oft hat es mir meine Mutter gesagt. Zu deren Aussteuer kaufte dein Urgroßvater bei der Bauchschen Familie, die damals Mezgers-

leute waren, das Holz zu diesem Schranke, altes, ausgetrocknetes Lindenholz —“ und die Großmutter erzählte mancherlei, was sie wußte.

Wir gingen an einem schönen Sommertage, gegen Abend, die liebe Frau und ich, auf der leichten Anhöhe, von der aus man in das grüne Flinthal blickt, oben am Horn spazieren.

Es war zur Zeit, als die Mohnblumen wie Blutstropfen in den Feldern standen; das Laub der Bäume war von einer ganz erstaunlichen Dichte und Mächtigkeit, denn noch hatte man unbewußt die kahlen Bäume im Sinn. Und die neue Gestalt hatte noch etwas Befremdliches an sich. Sie rauschten so weich und voll, wie sie im Juli, wenn die Blätter härter sind, nicht mehr rauschen. Man spürte im Rauschen dieser Blätter weiche Zartheit, und es löste sich noch ein junger, würziger Duft von ihnen.

Meine Großmutter und ich, wir trugen beide große Mohnblumensträuße. Um diese Zeit zogen wir gar zu gern miteinander aus. Und ich sah sie noch, wie eifrig sie in die Kornfelder einbrach mit einer jugendlichen Freude am Blumenraub. Ich war die Ängstlichere. „Das geht nicht, Gornelchen, das geht nicht, so tief darfst du nicht hinein!“

„Geh, laß mich, du siehst doch, wie geschickt ich's mach'.“



Ich: „Wenn dich wer sieht.“

Sie: „I gar — laß nur!“

Und wie sie ging, so leicht und ungebeugt von Zeit und Erfahrungen, ein lieber Trost für die, die auch einmal alt werden müssen. Alter, wo ist dein Stachel, Kummer, wo ist dein Sieg?! — Leid und Kummer waren ihr hoch über die Seele gegangen; aber wie ein buntschillerndes Entlein war ihre Seele immer wieder glatt und schimmernd aus der trüben Flut aufgetaucht und war im Sonnenlichte weitergeschwommen.

„Sieh einmal da,“ sagte sie und wies auf ein knorriges Tarngebüsch, das, in einem Zaun aus Korneliuskirschen eingeklemmt, ersticken wollte. Seine unterdrückten, aus der Erde schwer herausgerungenen Äste waren mit wenigem saftigem Grün bedeckt.

„Siehst du, von demselben Busche hier haben meine Schwester und ich in unserer Kinderzeit im Winter gar oft frisches Grün geholt zum Geburtstag und auch für unsere Pyramide zu Weihnachten. Damals war der Tarn schon genau so uralte; aber er hatte doch viel mehr Grün. Es war auch noch mehr von ihm da, man sah damals noch, daß er zu einer Tarnheide gehört hatte.“ Dabei brach sie mit leicht in dem Gelenk sitzender Hand einige Korneliuskirschenzweige, um ihrem alten, treuen Freunde Luft zu machen.

Ich hatte sie schon einmal so gesehen, wie sie die wildgewachsenen Rosenranken auf einem ihr sehr teuren Grabe beiseite schob, weil sie den Epheu zu ersticken drohten. Mich hatte damals ein großes Weh überlaufen, wenn ich daran dachte, daß sie dem Schläfer dort unten das Haar gar oft zärtlich aus der Stirn gestrichen haben mochte, wie jetzt die Rosenranken von seinem Grabe. Und ihre Augen hatten freundlich ernst dabei geblickt, genau wie jetzt.

Sie ging auf Gräbern, wo sie auch ging, die liebe, alte Frau, und sie ging mit einer hohen seelischen Anmut, — die ich nie wieder gesehen habe, — bei meiner Mutter in schweren Tagen, da sah ich, wie dieselbe rührende, heilige Anmut wie ein Schleier ihren großen Schmerz verhüllte. Und ich dachte: So hinterläßt eine Generation der andern das Ornat der wehmütig schmerzlichen Menschenwürde. Unserer Großmutter Menschenwürde war ein leichtes, weiches Schleierchen.

Aber ich gehe andere Wege, als ich zu gehen beabsichtige. Ich wollte sagen, wie ich zur Kenntnis einer seltsam schönen Geschichte kam, die ich gar lange Jahre mit mir umhertrug, ehe ich sie niederschrieb.

Wir standen also vor dem alten Korneliuskirschenzaun, der den verknorrten Targus zu ersticken drohte.

„Weißt du,“ sagte meine Großmutter, „hier, an dieser Stelle, ist meiner Mutter Küchenschrank gewachsen.“

„Hier war das?“ fragte ich betroffen, denn ich wußte nun schon so manches.

„Ja, hier, hinter dem Zaun, standen zwei große Linden vor einem Häuschen, und darin wohnten sie. Das Häuschen hat der Metzgermeister Bauch abtragen lassen, weil es jedenfalls baufällig war, und am Ende des Gartens wurde zu meiner Zeit das neue dort gebaut, mit dem Blick auf die Stadt.“

„Was du nur weißt, das sag' mir doch!“ bat ich, „und daß niemand mehr diese Geschichten kennt?“

„Die sie kannten, sind vergessen,“ sagte meine Großmutter wehmütig. „Die alte Bäckermeisterin die muß noch allerlei von ihrer Mutter wissen, denn deren Mutter war ja eine von den Schwestern.“

\*

Unsere Köchin Regine sagte einmal, daß es in Goethes Garten zu Goethes Lebzeiten gespukt hat. Sie bleibt dabei. „Was ich weiß, das weiß ich —“ So ist ihre Redensart. — „Und es hat nicht etwa in der Nacht gespukt, sondern am helllichten Tag, mittags zwölf Uhr, und nur im Sommer in heißer Sonnenglut.“

„Das giebt es ja gar nicht, Regine.“

„So?“ sagte sie, „das giebt's nicht? — Und wenn ich Ihnen sage, die Alma Goethe hat's selbst gesehen, als ich dabei war, und ist vor Schrecken ein paar Tage im Bett gelegen — und der alte Herr ist so oft zu ihr hinein. Ich hab' damals immer bei ihr sitzen müssen und weiß, was sie geredet haben — die Alma war damals ein Kind — Gott, so'n drei bis vier Jahr. Ich mocht' so'n zehn, zwölf gewesen sein, etwa; das weiß ich nicht mehr so ganz genau. Die Alma, was die Entelin vom alten Herrn war, und ich, wir saßen im Garten, und ich lehrte sie stricken. — Die Alma war ein ganz außerordentliches Kind, und schön, sag' ich Ihnen. Wenn ich an die Hundert werde, die Alma vergeß' ich nicht. — Aus ihren Augen brach's wie Sonne heraus, so braune, große, dunkle Augen in einem Gesicht wie eine zarte Rose, und die Haare goldblond, eine ganze Mähne, nicht zum durchkämmen. Man konnte gar nicht von ihr fortsehen. Sie sprang und hüpfte. Nie sah man sie ruhig gehen. Die war so voller Leben, das ist gar nicht zu beschreiben. Und solche müssen so früh sterben! — — Der Tod von der Alma ist mir seiner Zeit arg gewesen. — Du mein Gott, — du mein Gott! Ach, und wer alles so weiß. Na, wie wir so damals saßen — — — es war in Mitte

Sommer, die Rosen blühten am Hause hin, überall blühten auch die Centifolien — und der Eisenhut und der Mohn und die Aglei. — Ja, was der goethische Garten damals gewesen ist, ist nicht zu sagen, — Der Paradiesgarten kann nicht schöner sein. Es war im letzten Jahr des alten Herrn. Geblüht hat's damals, ich sag' Ihnen — nie seitdem hat's wieder so geblüht. Es war, als wüßten's alle Sträucher im Garten, daß der alte Herr bald fort müßte, und wollten Abschied nehmen. — Wir saßen im Schatten; aber heiß war's, kein Wölkchen am Himmel, die Schwalben schriegen, und ein Duft stieg auf von all den Rosen und Blumenzeug. Es mochte so gerade Mittag sein, und still war's ringsumher, als wenn alles eingeschlafen wär'.

Mit einem Mal — da sehe ich, daß die Alma ganz blaß ist, und sieht so eigen vor sich hin.

„Alma!“ rufe ich — „Alma, was ist denn?“ Sie antwortet nicht und regt sich nicht. Ich fass' vor Schreck ihre Hand; aber sie rührt sich nicht.

„Ich fürcht' mich,“ sagt sie jetzt ganz leise, kaum hörbar wie im Traum. — „Es ist jemand im Garten, hier bei uns.“ Aber sie rührt sich immer noch nicht. —

Da seh' ich den alten Herrn aus dem Hause treten, die Arme auf dem Rücken, im weißen Hausrock. Und wie er so einige zwanzig Schritt von uns

noch entfernt ist — da erhebt sich die Alma, geht mit starren Augen, schneeweiß, ihm entgegen, bleibt stehen, faltet die Hände. — Und ich höre, wie sie sagt — aber es klingt wie ein schwerer, tiefer Seufzer — ‚O! — o! — o!‘ Der alte Herr ist auch stehen geblieben. Er faßt sich an die Brust und fährt so sacht an seinem Arm hin. Er sieht auch ganz eigentümlich aus — — Und so stehen sie.

Nie im Leben ist mir so bange gewesen, — denn da war etwas, und da sehe ich, daß die Alma ganz matt hinsinkt, ganz auf die Seite, so sanft sah das aus. Ich kann mich vor Schreck nicht rühren und denke, sie ist tot; — aber der Herr ist schon bei ihr und hebt sie auf und hat das Kind in den Armen. Auch er ist ganz bleich.

Ohne ein Wort zu reden, trägt er sie durch den Garten, und durch die Zimmer, und durchs ganze Haus, und legt sie in ihrem Stübchen auf ihr Bett. — Sie hat die Augen weit auf. — Sie war aber bei sich. Er hielt ihre beiden Händchen in den seinen, und so bleibt er neben ihr sitzen; und keins regt sich. Ich stehe an der Thüre, die ich hinter mir zugemacht habe, und wage kaum zu atmen.

‚Ist dir bange, Alma?‘

Sie schüttelt den Kopf.

Nach einer Weile sagte sie leise: ‚Sie war so schön.‘

„Wer, mein Kind?“

„Die bei dir war, die aus dem Schatten zu dir hinwehte,“ so sagte die Alma. „Kennst du sie?“

„Kind — was sprichst du?“

„Du weißt ja,“ sagte Alma ruhig. Dann fielen ihr die Augen zu, und sie schlief.

Er saß noch lange nachdenklich neben ihrem Bettchen und hielt die kleinen Hände — dann erhob er sich und sah sehr ernst aus. Er erblickte mich und sagte: „Verlasse sie keinen Augenblick!“

Nach einer Stunde schon kam er wieder, nahm wieder an ihrem Bettchen Platz, da erwachte sie gerade und sagte: „Haare wie ein gold'nes Schleierchen und dunkle — dunkle Augen.“

„Du teures Kind!“ das sagte er sehr bewegt und ganz erschüttert. „Ja, dunkle — dunkle Augen — — das war die Sommerseele.“ —

Und gegruselt hat michs wie um Mitternacht auf dem Friedhof.

Unsre Dienstboten hatten immer vom Sommermittagspuß im Garten gesprochen. Die kleine Alma aber hatte ihn gesehen. — Sie war einige Tage sehr matt, und still, und der alte Herr behielt sie viel um sich. Gesprochen hat sie nie von dem, was sie gesehen. — Und dann hat sie es wohl wieder vergessen.

Und nun sagen Sie nicht, das hat sich die kleine Alma eingebildet. So'n kleenes Kind. Wenn Sie die beiden gesehen hätten; die Alma und den alten Herrn. Nie sah ich etwas Feierlicheres, als den alten Herrn im weißen, langen Schlafrock, wie er das arme, schöne Kind durch den Garten und durchs Haus trug und daun an ihrem Bettchen saß, so tief in Gedanken, daß eins ehrfürchtig davor hätte niederknien können.“

\*

Reginens Geschichten zogen mich hinter ihr her, so lief ich ihr auch immer nach, wenn sie zum Bäckermeister Bauch ging.

Regine hat mich mit zur alten Bäckermeisterin Bauch genommen, wie schon einigemal. Da haben die beiden Alten viel geplaudert, und ich habe zugehört.

„Mein Vater selig hatte noch die Möbel aus dem kleinen Haus am Horn,“ sagte die alte Bäckermeisterin, „in das die Pfarrerswitwe mit ihren Töchtern nach dem Tode des Mannes gezogen war, dann hat er sie verkauft — schade drum! — Jetzt wär' mancher froh, wenn er sie hätte. Sie waren ganz eigen, weiß und grün gemalen und schön, reich vergoldet und auf dem Schrank ein großes, rotes Herz mit Strahlen als Krönung, und auf dem Bett-



himmel auch, und überall Herzen und Dornenkronen. — So alte Erbstücke sollte eins nicht weggeben. — Es thut mir selbst drum leid.

„Eine uralte Zeichnung hatte meine Mutter auch von ihrer Mutter und den Schwestern; wo die hingekommen ist, weiß ich auch nicht mehr; aber wie oft haben wir sie als Kinder gesehen! Da saßen alle vier Schwestern unter einem Baume nebeneinander. Der Baum stand in der Mitte. Es war nicht schön gemacht; aber die Mutter sagte, ihre Mutter thäte sie erkennen an einem Tuch. Unter jeder Figur stand etwas, und unter dem Bilde stand: ‚Das hat der Uerle gemacht.‘ Und der Uerle, das war der Mann von der Lieschen. Die Mutter sagte immer: Das war ein überspannter Kerl, trotzdem er unser Verwandter war. Ja — ja, so vergehen die Sachen und die Dinge!“

\*

Durch gar eigentümliche Zufälle stehen heutzutage dieselben wunderlichen Möbel, von denen die alte Bäckermeisterin sprach, in meinem Schlafzimmer. Tiefgrüne Schnörkel bedecken wie dichtes Laubwerk einen elfenbeinweißen Grund. Dazwischen sind Dornenkronen und durchstochene und brennende Herzen, als Bekrönungen von Schrank und Bett ein großes,

rotes, brennendes Herz in einer Gloriole von goldenen Strahlen. Reichvergoldete Schnitzereien lassen die märchenhaften Stücke gar prächtig erscheinen.

Ein wunderlicher Kauz muß der gewesen sein, der diese Stücke zimmerte und malte, und man gedenkt des Unbekannten mit Wohlgefallen, ob man eine Schrankthür öffnet oder sich zur Ruhe legt, als einer starken, phantastischen Persönlichkeit. —

\*

Unter den Linden, die so wohlvertraut in meine Seele rauschten, als hätte ich sie selbst gekannt und geliebt, stand ein kleines Haus in einem großen, langen Garten, auf dem lieblichen Höhenzug, das Horn genannt, dem zu Füßen die Ilm rauscht und das alte Städtchen Weimar liegt.

Es war zu jener Zeit noch nicht geheiligt und erhoben vor allen Städten des Deutschen Reiches, sondern lag schlecht und recht, wie es so ein altes Landstädtlein thut, an seinem kleinen, muntern Fluß und träumte so hin. — Und seine Weimaraner wurden geboren und wurden gewickelt und wie Ameisenpuppen in die Wiegen gelegt, und wurden aufgezogen, und begannen sich zu verlieben, und thaten irgend etwas mit großer Wichtigkeit, und zankten und klatschten, kauften und verkauften, und

wurden dann wieder in ihre Särge eingespounen und in die Erde gelegt.

Vom Horn aus sah man nichts als ein Häuflein grauer, buckliger Schieferdächer, die wie eine Herde mißfarbener Tiere mit Rückenpanzern enggepfercht zwischen Mauern und Türmen bei einander hockten. Es war ein uraltes Gedränge im kleinen Raum, und es sah aus, als könnten die Mauern ihre gepanzerte Herde nicht beieinander halten, als quölle sie ihnen heraus. Die wenigen Häuser, welche hie und da in Gärten auf dem Horn standen, gehörten wohl auch zu Weimar, aber waren der Enge entsprungen und badeten sich da oben von allen Seiten in Regen, Sturm und Sonnenlicht. Es waren aber alles recht armselige Hütten oder Sommerhäuser, die von Weimaranern zur Gartenzeit einige Wochen benutzt wurden. Das kleine Haus unter den Linden gehörte der Pfarrerswitwe von Süßenborn. Sie war nach dem Tode ihres Mannes mit ihren vier Töchtern und mit all ihrem Hausrat dahinein übergesiedelt.

Das Häuslein enthielt vier Stuben und eine Küche. Haus und Garten und der Witwe kleine Pension waren das Lebensbrot der fünf Weiblein. Der Garten brachte Früchte, Gemüse, Erdäpfel. Die Mädchen hatten die Schule in Süßenborn frei. Wenn eins von der Schule abfiel, gesellte es sich

der Mutter zu, die eine große Geschicklichkeit hatte im Handschuhnähen und zuschneiden. Und wer etwas recht Feines wollte, der scheute den Weg nicht und bestellte bei der Pfarrerswitwe seine Festhandschuhe. Sie arbeitete immer nur auf Bestellung und hielt sich nie einen Vorrat, denn sie scheute jede Unternehmung, die Sorge und Grübeleien machen würde. Sie hatte ihre vier Mädchen gar wohl behütet und erzogen in der Stille und Abgeschlossenheit auf dem Horn.

Mit den Pfarrersleuten aus Süßenborn standen sie in regem Verkehr, auch mit dem Lehrer und seinen Kindern, und auch in Weimar hatte die brave Witwe einigen Anseh. — Aber sie ließ die Mädchen nicht oft hinab und nur selten zu einem Tanz oder sonst einer Festlichkeit. Ihr Leben floß friedlich dahin und in einer gar lieblichen Schönheit, wie man es, je weiter die Geschichte vorschreitet, verspüren wird. — Die älteste Pfarrerstochter hatte sich ein junger Pfarramtskandidat, als er in der Nähe von Weimar angestellt wurde, zum Weibe geholt. Sie war aber gar bald als blutjunge Witwe mit einem Kindlein wieder bei ihrer Mutter im alten Haus unter den Linden eingekehrt, und so hatten sie nun, die zwei Witwen und die drei Jungfrauen, ein winziges Bübchen bei sich.

Im Nebengarten, der sich, wie jener der Witwe, sanft abfallend dem Thale zuneigte, war ein sonderbarer Mensch eingemietet, der seit Jahren schon an der Witwe und ihren Töchtern mit großer Treue hing — ein braver Handlungsgehilfe, Schreiber, Geschäftsführer der ersten Kolonialwarenhandlung unten in der Stadt, für die er durch Tüchtigkeit der Mann für alles geworden war.

An dunklen, einsamen Winterabenden, wenn da oben am Horn kein menschliches Wesen mehr anzutreffen war, und wenn das Licht durch die Herzen der Fensterläden aus dem Wohnstübchen der fleißigen Frauenzimmer in die dunkelste, einsamste Öde hinausfiel, da war es ihnen gar heimisch, wohlbekannte Schritte auf das Häuschen zukommen zu hören.

„Der Uerle,“ sagten dann eine oder zwei oder alle zu gleicher Zeit — „der Uerle.“ Die Öde draußen hatte gleichsam eine Seele bekommen, eine sehr freundliche, vertraute Seele. Sie lag nicht mehr gar so tot und unermesslich in ihrer stillen Dunkelheit um das warme Nest.

Bald folgte ein Klopfen am Fensterladen in immer gleichbleibendem Rhythmus. So klopft nur der Uerle, sollte das heißen, seid ganz ruhig, ihr macht nichts Unrechtem auf! — Nein, es war nichts Unrechtes, was da kam und von einer der Töchter

mit der kleinen Ölfunzel — die andern saßen derweil im Dunkeln — hereingeleuchtet wurde.

„Allerwärts einen guten, geruhsamen Abend!“ erklang dann eine etwas hölzerne, unbiegsame Stimme, und ein Duft nach allen erdenklichen, nützlichen Dingen drang mit dem Eintretenden ins Zimmer. Der Duft des Kolonialwarengewölbes, der mit dem Uerle aufs Horn gewandert war: Kaffee und Sirup und getrockneter Stockfisch und Salzgurken und Zimmt, Mandeln, Citronat und Kardamom, Citronenschale, Lorbeerblatt. All diese Dinge hatten um den langen Menschen eine Atmosphäre gewoben, der er nicht mehr entfliehen konnte.

Die Mädchen sagten: ‚Er riecht wie ein Weihnachtspunsch.‘ Es roch für das ganze Häuslein nach Festlichkeit, nach heimischem Behagen, nach Geselligkeit.

Die Frauenzimmer waren uneingestandenermaßen dem Uerle dankbar, daß er überhaupt da war. Ohne Uerle wären die Winterabende am Horn gar zu weltverloren einsam gewesen, ohne den Uerle hätten die beiden Linden vor dem Häuschen bei Sturm und Regen gar zu schaurig wie zwei große Riesenfelsen die Wolken gefehrt. — Und auch des Nachts war es ein guter Gedanke, daß im Nachbarhäuslein der Uerle lag und schlief, der Uerle, der sein Leben für sie alle dahingegeben hätte.

Trat er abends ein, wurde die Arbeit beiseite gelegt, und sie rüsteten sich zum Musizieren, oder die Mutter erzählte Märchen, gesegnete, uralte Märchen, oder der Uerle las vor, der Uerle, der Tags über am Heringsfaß, an der Kaffeeröstmaschine, am Hauptbuch, im Keller seinen Mann stand, wurde abends ein wirklicher und wahrhaftiger Schöngeist.

Er mußte jeden Tag eine ganz gewaltige Umwandlung über sich ergehen lassen, so eingreifend wie die Umwandlung der Puppe zum Schmetterling. Und jeden Tag dieselbe Geschichte, das halte einer aus! Zu jener guten, alten Zeit, da war das möglich, da waren die Nerven der Menschen noch kinderjung, noch nicht gezerrt und gepeinigt wie die unsern, da konnte ein Mensch zwei ganz verschiedene Arten von Dasein führen und in jedem sich ausleben, wie ein Kind am Vormittag Pfarrer und am Nachmittag Räuber spielen kann, beides mit der vollen Kraft seiner Seele.

Nur der Duft des Kolonialwarengewölbes, der war nicht zu vertreiben, der hing sich auch dem Schöngeist an.

So saßen sie, und Uerle kam, mit Büchern gepolstert, die hagere Gestalt hatte allerlei Auswüchse, und jeder Auswuchs war litterarisch bedeutungsvoll. Des alten Musäus Märchen hatte er unter seinem

Rock daher gebracht, Wielands Werke, was nur irgend Neues und Altes für ihn erreichbar war.

Das war eine gar wunderliche Sache zwischen Uerle und den Pfarrerstöchtern. Wie mit Ketten hing sein Herz an ihnen. Er wohnte als ihr Wächter und Freund da oben auf dem weltverlassenen Horn, und sie waren ihm alle vier in die Seele hineingewachsen.

Im Winter war es ihm, als stände er Lieschen, der Ältesten, am nächsten. Die liebte das stille Daheimsitzen, die langen, gemüthlichen Abende. Die Bratäpfel legte stets sie ins Rohr. Das Feuer schürte sie. Die Lampe putzte sie. Sie war, so schien es ihm, im Winter besonders liebenswert. Anne, die blutjunge Witwe — als er dies sanfte Wesen mit ihrem Kindchen im Frühjahr auf der Bank unter den Linden einft sitzen sah, die ersten Stare pfeifen in den Wipfeln, da rührte ihn das sanft sich lösende Weh, das aus den jungen Augen sprach, und die Liebesfrühlingsregung der jungen Mutter zum Kinde und das Frühlingslallen des Kindleins und das zarte Knospen um sie her, und bewegten Herzens verband er sie wieder mit seiner Liebe zum Frühling.

Der Sommer zog herauf, die Felder dufteten, die Mohnblumen standen wie Blutstropfen im



blühenden Korn, die Rosen, die Kirschen und alle Sommerblumen im Garten glühten. Die Linden vor dem Hause trugen ihre goldene Blütenlast und dufteten Sommersicherheit. Mächtige Bienenvölker sog an den abertausend Blüten, und die volllaubigen, dunklen, goldüberstäubten Bäume dröhnten wie zwei Orgeln, so gewaltig war das Summen der Bienenvölker in ihren Kronen. Und abends klang aus den offenen Fenstern des Häuschens unter den dröhnenden Bäumen Musik und Gesang. Vier Mädchenstimmen sangen zu Spinett und Laute Sommersehnsuchtslieder. Die schwachen Mauern des kleinen Hauses konnten kaum der Töne Überschwalm fassen. — Das war ein Duften und Dröhnen und Klingen zu Ehren des Sommers, und wer vorüberging, sah und hörte mit Staunen die dunklen Baumorgeln vor dem singenden Haus, das seine Klänge nicht zu fassen wußte.

Uerle liebte die dritte Schwester Alma wie ein geheimnisvolles Sommerlied, das so schön und tief war, wie es keines auf Erden giebt, das gesungen und gebetet wird.

Da war nicht eins, das er so aus vollem Herzen vor sich hin hätte singen können, wenn er an Alma dachte und an die Sommerherrlichkeit um sie her. Am ehesten noch das:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'  
In dieser schönen Sommerszeit.  
An Deines Gottes Gaben.“

Das Lied des alten Paul Gerhard. Uerle war kein Dichter, er kannte die Todesnöte der Dichter nicht, ihre Kämpfe nicht und ihre Qualen nicht. Er pflückte nur ganz friedlich die Schönheiten, die aus diesen Qualen und Seligkeiten wuchsen, und wenn er Schöngeist wurde, wurde er Dichterfreund, so rückhaltlos und hingebend, wie die Dichter wahrlich wenig Freunde auf Erden gehabt haben.

Saß er abends unter den dröhnenden Bäumen und hörte auf den Gesang der Mädchen, so rannen ihm vor Seligkeit die Thränen über die Wangen.

Alma, das wundervolle, blonde Mädchen mit den dunklen, geheimnisvollen Sommeraugen, der sehnsuchtsvollen Stimme, hatte in den Sommerwochen einen Anbeter, wie ihn sich ein Götterbild nur hätte wünschen können, und er duftete sogar wie Weihrauch, nach Lorbeer, Kaffeepulver, Citronenschale und Kardamom. Er trieb thatsächlich einen verschwiegenen Gottesdienst mit ihr. Er betete an, er kniete nieder. Freilich nur in seiner Vorstellung, denn nie hätten seine steifen, spießbürgerlichen Glieder, die ihm die schönheistrunkene Seele zusammenhielten, sich zu solchem Götzendienst hergegeben.

Sie war für ihn die Blüte des Sommers oder dessen Frucht. Im Winter war es ihm, als schliefe sie, als wenn man sie nicht wecken dürfte, da hatte sie etwas so tief Sehnsüchtiges — Wartendes, daß sie ihm immer zu Herzen ging. Ihm war's, als stürbe sie jedesmal mit dem Sommer. Sie blieb dann sein Sorgenkind; aber er sah im Herbst Ulrikchen zu einem rotbackigen, köstlichen Herbstapfel werden. Das übrige Jahr stand er mit ihr auf Kriegsfuß.

Uerle kam schwer aus seinem Seelenfrieden und hielt wohl für das wichtigste Gesetz, Frieden zu halten mit sich selbst; so hatte er sich auch mit dem wunderlichen Schicksal, sich in vier Frauen zu verlieben, kunstvoll abgefunden.

Im Grund seiner Seele liebte er aber auch noch die zarte, sanfte Mutter der vier Mädchen. An ihr hing er Frühling, Sommer, Herbst und Winter und wurde nicht müde, der alten, lieblichen Frau zu dienen, wo und wie er konnte. So hatten die Frauenzimmer auf dem Horn wirklich einen erprobten Freund, auf den sie bauen und dem sie trauen konnte. So verschwiegen Uerle auch seine vierfache Liebe hielt, so lebten die Mädchen doch in der Sonnenwärme dieser Liebe und gediehen in Weltfremdheit und Einsamkeit gar herrlich.

Es war an einem Sommerabend, da kam Freund

Uerle und sah feierlich aus. Er trug auch sein Feiertagsgewand und hatte in der Brusttasche einen kleinen, litterarischen Auswuchs.

„Er hat etwas in der Tasche,“ sagte Alma, „er bringt etwas Schönes.“

„Ja,“ sagte Uerle bewegt, „die Jungfern werden Augen machen. Wir setzen den Tisch unter die Linden, und den bequemen Stuhl der Frau Mutter tragen wir hinaus. Ich werde beim Bienengesumme etwas lesen, wie wir alle, alle noch nichts gehört haben. — Wollte Gott,“ setzte er hinzu, „ich dürfte niederknien und dem herrlichen Menschen die Hände küssen.“

„Und noch eins: ehe ich anfangе, wäre es sehr schön, wenn die vier werthen Jungfern“ — die junge Witwe wurde dabei nicht weiter berücksichtigt — „ein Lied zum besten geben wollten.“

„Meinen guten Rock hab' ich schon angezogen; aber die Seele muß auch rein werden von allem, was ihr anhängt.“

Die Mädchen waren gern bereit und sangen, und er saß unter den Linden. „Herr Gott,“ sagte er, „was für ein glücklicher Mensch bin ich doch! Wissen Sie noch, Frau Pfarrerin, wie wir einander kennenlernten, — wie ich Ihnen den Kaffee, Zucker, Reis und Mehl selber herauftrug, weil ich mich hier oben gern auskennen wollte — und wie mir's gleich

so sehr gefiel? Sie setzten mir damals ein Schälchen Kaffee für den langen Weg vor, und wir kamen ins Plaudern. — Wie die Zeit dahingeht, Frau Pfarrerin!“ —

Als der letzte Ton des Liedes verklungen war, und die Mädchen herausstraten, holte Uerle den Stuhl für die Frau Mutter, setzte sich an den Tisch, brachte weisevoll und langsam ein Büchlein aus der Tasche und sagte: „Das ist von einem geschrieben, gegen den alle andern bisher gar nichts sind — aber auch gar nichts!“

„Das hat er schon so oft gesagt!“ meinte Ulrikchen und lachte.

„Und hat er nicht recht gehabt, war nicht eins schöner wie's andere?“ meinte die kleine Witwe.

„Ja,“ sagte die Mutter, „zu Dank sind wir dem guten Uerle verpflichtet.“

„Werteste Frau Pfarrerin, der Dank ist ganz auf meiner Seite.“

Wenn Uerle höflich wurde, stand es bedenklich um ihn, da brannten auch seine Ohren, und wenn die Ohren ihm brannten, stand das Herz ihm in Feuer. Und die Höflichkeit war gewissermaßen das Ventil für seine Leidenschaften. Seine Glieder, seine Stimme, seine Bewegungen, alles lag bei dem armen Menschen in Fesseln und Banden und Steifheit. —

O, hätte er die Höflichkeit nicht gehabt, so wäre er gewiß vor Ekstase schon zersprungen.

„Ich bitte,“ sagte er gemessen, „die liebe Frau Pfarrerin und die verehrten Jungfern, ganz andächtig zuzuhören!“

Er schlug das Buch auf und las: „Des jungen Werthers Leiden.“

Die Bäume dröhnten vom Summen der Bienenvölker. Im Himmelsblau jubilierten die Lerchen ihr Abendlied, und das Korn duftete den großen Opferduft der weiten Ebene.

„Des jungen Werthers Leiden,“ las er noch einmal und machte wieder eine Pause.

„Nun?“ fragte Ulrikchen.

„Verzeihen Sie — wenn Sie wüßten. Wissen Sie, daß Tausende von jungen Herzen jetzt in ganz Deutschland hingerissen sind, daß man nicht ein und aus weiß unter der Jugend vor Begeisterung? — Unten in Weimar hörte ich, daß es schon Jünglinge gäbe, die sich ganz so kleideten, wie in diesem Buche der junge Werther es thut. Ja, so etwas geschah noch nicht. Heute nacht hab' ich gelesen und gelesen und gelesen, und wenn es die Schicklichkeit erlaubt hätte, wär' ich da schon herübergelaufen und hätte vor dem Fenster im Mondenschein das Wundervolle Ihnen allen vorgelesen.“

„Nun, so beginnen Sie doch!“ meinte Ulrikchen.

„Ich habe immer gedacht,“ sagte Alma ruhig und sinnend, „es müßte einmal etwas Wundervolles geschehen. — Ein Tag ist wie der andere, und es muß doch einmal etwas geschehen, daß man vor Wonne sterben könnte.“

„Du mein Gott, Kind,“ sagte die Pfarrerin, „versündige dich nicht! — Danken muß man Gott, verläuft ein Tag wie der andere. Gutes kommt selten, und vor dem Bösen möge der Herr uns behüten.“

„Ich meine,“ sagte Alma, „ein jeder Mensch müßte einmal blühen wie ein Rosenstrauch oder wie unsere Lindenbäume.“

Ulrikchen lachte. „Und die Bienen müßten einem dann um den Kopf summen wie hier.“

„Nein,“ erwiderte Alma ernst, „die müßten einem im Herzen summen, in der Seele, es müßte alles klingen und schwirren vor Seligkeit. Ich weiß gewiß,“ sagte Alma ganz feierlich, „ich war einmal ein Rosenstrauch, ehe ich der Mutter Tochter wurde, der hat ungezählte Rosen getragen, ungezählte — ist ganz zu lauter Rosen geworden — — und ist so selig gewesen. Und der Duft aller Rosen war die große, große Freude seines Herzens.“

„Ach, Alma,“ meinte Ulrikchen, „so red’ nicht so dumm und stör’ nicht!“

„Jungfer Ulrikchen,“ sagte Uerle erbleichend, „Sie müssen die Schwester reden lassen! — Ja, um Gottes willen, lassen Sie sie reden! Reden Sie, Jungfer Alma, das wird Ihnen wohlthun! Es ist eine heilige Stunde jetzt, und das, was Sie sagen, weiß ich ja, weiß ich ja längst.“

„Nun hört sich aber alles auf!“ rief Ulrikchen.

„Ja, was ist Ihnen denn?“ fragte die Frühlingsliebe, die blutjunge Witwe.

„Nein — nichts — nichts!“ sagte Uerle verwirrt. „Ich erschrak nur, daß sie es auch weiß.“

„Aber was weiß?“ meinte die Pfarrerin. „Träumt ihr denn?“

„Nein, nein,“ sagte Uerle, „es ist auch gar nichts — Gott möge die liebe Jungfer Alma behüten!“

„Na, der Wunsch wäre am Platz gewesen, damals, als sie gar so ein schöner Rosenstrauch gewesen ist, da hätte man einen Stadtsoldaten davor stellen müssen, denn ich hätte mir auch einen Arm voll gelangt,“ sagte Ulrikchen.

Uerle kam aber nicht leicht aus seiner Verwirrung, denn Alma hatte ausgesprochen, was er dunkel gefühlt. Sie empfand wie er selbst, daß sie gar eng und geheimnißvoll mit dem Sommer zusammenhing. Es überschauerte ihn. Er fühlte sich ihr nah. —



„Am vierten Mai: Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen!“ begann er zu lesen und las weiter.

Und zu viel hatte er nicht gesagt. Sie waren, als er für dieses Mal das Buch schloß, jedes in seiner Art davon benommen. — Sogar Ulrikchen, die einen losen Schnabel der Litteratur gegenüber hatte, gab sich drein, es sehr, sehr reizend zu finden.

Alma war ganz still.

„Nun und Sie, Jungfer Alma, was sagen Sie?“

Sie sah ihn bittend an. „Man bringt ihn ins Bered' mit dem Sprechen darüber. Er hat sich das nicht gedacht, als er's schrieb, daß so viel fremde Leute es lesen würden.“

Uerle sagte etwas lächelnd: „O nein, Jungfer Alma, er hat ein großer Dichter damit werden wollen.“

„Nein, gewiß nicht!“ sagte sie hastig.

„Aber nein, so eine Idee! Meinen Sie, die Dichter schreiben und dichten nicht für die Menschen und für den Ruhm?“

„Ja, die anderen; aber das sind ja doch dann wohl auch keine Dichter, das sind Krämer.“

„Ich bin müde,“ sagte sie, stand langsam auf, nickte allen eine Gute Nacht zu, küßte die Mutter auf die Stirn und trat ins Haus.

„Sonderbares Frauenzimmer,“ meinte Ulrikchen  
Helene Böhler Sommerbuch. 4

und gähnte. Uerle verabschiedete sich auch. Als sie unter sich waren, meinte die junge Witwe: „Der Uerle scheint sich in unsere Alma verliebt zu haben.“

„Nee, das hat er nicht,“ antwortete Ulrichen, „der Uerle liebt uns alle ein für allemal miteinander und damit basta!“

\*

Uerle war diesen Sommer ganz außer dem Häuschen, wie sie in Weimar sagen. Was er vom Verfasser des jungen Werther erlangen konnte, das brachte er angeschleppt und war in einer wahren Aufregung. „Werthers Leiden“ behielt den Platz auf seinem Herzen.

Ulrichen erkundigte sich oft, ob das eine unheilbare Geschwulst unter seiner Brusttasche wäre. „Wenn man nur dem armen Uerle eine recht unglückliche Liebe verschaffen könnte,“ neckte sie ihn im Beisein der andern, „damit er sich abtrageln könnte. — Wär' das ein Hochgenuß!“

„Jungfer Ulrichen,“ sagte Uerle einmal bekümmert, „ich bin ein ganz armseliger Mensch; zu meiner Schande muß ich gestehen, mir fiel wahrscheinlich in des jungen Werthers Fall irgend eine vernünftige, friedliche Lösung ein. Ach, ich bin ein nichtsnuziger Kerl!“

„Jetzt weiß ich mir aber keinen Rat, Uerle, ist er denn ganz närrisch geworden?“ sagte bei so einer Gelegenheit die gute Frau Pfarrerin bekümmert. „Hab' ich doch mein' Tag solch sündliche Thorheit nicht gehört! Wo hat er denn sein Christentum, Uerle? Mein Gott, der ganze Herr Goethe reicht unserm Uerle das Wasser nicht, was Treue und Bravheit und friedliche Lebensführung ist — und macht ihn uns noch ganz närrisch!

Ich wollte, er hätte das Geschreibe unserm Uerle überlassen, da wäre eine friedliche und moralische Sache dabei herausgekommen!“

„Hochzuverehrende Frau Pfarrerin,“ antwortete ganz verwirrt und erregt Uerle, „das hätte ich nicht gedacht, daß so eine vernünftige, kluge Frau solch eine Blasphemie zu sagen imstande wäre.“

„Was wäre?“ fragte die Pfarrerin. Uerle verdeutschte es ihr.

„Da sei Gott vor!“ rief die Pfarrerin, „und was hat das mit euch jungen, thörichten Leuten zu thun?“

„Mit uns? — Mit uns?“ schrie Uerle. „Ja, will uns denn die Frau Pfarrerin vielleicht in einen Topf thun?“

„Ei was,“ sagte die Pfarrerin, „ich halt' mich an die Menschen, und da gehört ihr doch wohl zu einander.“

Ein bißel klüger oder weniger klug, daß spricht nicht mit.“

„Herr Gott im Himmel! — Herr Gott im Himmel! So eine Frau! — Uns zu einander!“ Uerle war ganz außer sich.

„Ach was, Genie,“ sagte die Frau Pfarrerin, „ein guter Mensch soll einer sein.“

„Hier handelt sich's aber nicht darum, sondern um eine Liebesgeschichte, um ein herrliches Kunstwerk, Frau Pfarrerin!“

„Ja, ja,“ sagte die gute Frau, „solch ein herrliches Kunstwerk hat jeder durchgemacht, und alle werden's durchmachen, aber da sei Gott vor, daß sie's auch alle beschreiben und wenn sie's noch so schön thäten! Ich kann nun einmal die Dichtersleut nicht so unmäßig bewundern. Und lieber ist mir allemal einer, der sein Heiligstes ins Herz verschließt, wie Sie, Herr Uerle.“

„Liebwerte Frau Pfarrerin, das lassen Sie nur sein, mich hier zu nennen. Nicht wert bin ich, ihm die Füße zu küssen.“

„Pfui!“ rief die Frau Pfarrerin, „und das sagt ein Mannsbild, weil einer eine Liebesgeschichte artig vorzutragen weiß. Ei, sind Sie denn ganz des Ruckucks! Ist denn so ein Mannsbild als Mensch ein rein Garnichts, und nur, was so einem ein-

getrichtert ist, oder seine Kunstfertigkeit gilt etwas. Da lob ich mir die Frauenzimmer, die müssen als Menschen etwas gelten, wenn sie gelten wollen. Die hat ausgespielt, die als Mensch nichts gilt. Mannsbilder sind doch ein ganz unnatürliches Volk!"

\*

Die Frau Pfarrerin war mit ihrem guten Freund Uerle gar nicht mehr so recht zufrieden und gar, als er an einem trüben Novembertag, ohne anzuklopfen, abends ins Zimmer gestürzt kam und gar nicht zu Worte kommen konnte, weil er ganz außer Atem war.

„Nu, aber was?“ fragte seine alte Gönnerin etwas ungeduldig.

„Ach, verzeihen Sie, sie haben unten in Weimar den Goethe —“

„Was?“

„Ja — das haben sie! — Sie haben ihn lassen holen. Unser junger Herzog ist genau so vernarrt in ihn wie . . . .“ Uerle sprach respektvoll nicht aus.

„Ach, das lassen Sie sich doch nicht weismachen, der ist ja bürgerlich! — Wo werden die! — Die sehen ihn sich einmal an, warum nicht? Langweilen thun sie sich ja so; dann lassen sie ihn aber laufen.“

„Nee, nee! Damit wird's nichts!“ rief Uerle sehr erregt. „Unser kleiner Herzog soll nicht mehr ohne ihn leben können.“

„Ohne einen Bürgerlichen? — Sei'n Sie nicht komisch — das sagen Sie wem anders!“ rief die Pfarrerin geärgert.

„So vernagelt, wie Sie glauben, Frau Pfarrerin, ist unser junger Herzog nun noch nicht. Goethe ist eben doch unten und bleibt auch, und damit basta, und Feste giebt's auf Feste. Sie sollen alle ganz toll sein. — Na, geklatscht wird jetzt schon, daß es eine Art hat. Gesehen habe ich ihn noch nicht, aber . . .“

„Der Uerle wird jetzt irgendwo Posto fassen und lauern, und wir werden das Nachsehen mit dem Uerle haben,“ meinte Ulrikchen.

„Beileibe nicht,“ antwortete er — „aber Sie werden sehen, Sie werden sehen —“

\*

Mit Uerle war es den ganzen Winter nicht richtig. Die übrige Litteratur ließ er liegen und summt „Wanderers Sturmlied“, wo er ging und stand, und deklamirte es den Pfarrersleuten, — und „Götz von Berlichingen“ las er abends mit heiliger

Inbrunst. In keinem Hause drunten in Weimar mochte des jungen Herzogs Freund so gefeiert werden wie im Häuschen am Horn.

\*

Der heilige Augustinus sagt: „Verlangt dich nach der Erde, wirst du zu Erde. Verlangt dich nach Gott — was sage ich — so bist du Gott.“

Verlangt dich nach Goethe, wirst du zwar nicht Goethe; aber du könntest es bis zu dessen Abschreiber bringen. So erging es Uerle. Ein Februarabend fand ihn über ein goethisches Manuscript gebeugt. Seine Ohren brannten, seine Seele war ungeheuer zusammengefaßt. Der Dichter konnte nicht weltentrückter geschaffen haben, als Uerle abschrieb. Ja, er hatte den Mut gehabt, Herrn Goethe seine Dienste anzutragen und war für gut befunden worden zu einer Abschrift.

Jetzt hörten fürs erste die Abende bei Pfarrers auf, denn Uerle schrieb nächtelang. Am Morgen aber, ehe er ins Geschäft ging, brachte er Alma das Manuscript, und sie mußte es in seinem Beisein in ihre Lade schließen und versprechen, den ganzen Tag das Haus nicht zu verlassen.

\*

Der Sommer zog wieder herauf.

Die langen Tage, die kurzen Nächte, die heißen Stunden bewegten sein Herz.

Almas Schönheit strahlte, ihre Laune war so warm, so sonnig; was sie that, that sie mit großer Freudigkeit. Mit den warmen, großen Tagen erwachte sie zu ihrem Lebensfest.

Unter ihren Sommerblumen im Garten mußte man sie sehen, um ihr Wesen ganz zu fassen. Da lag über der jungen Person eine Seligkeit gebreitet, wie sie eines Menschen Wesen nur im Augenblick höchsten Glückes durchleuchtet, vielleicht einmal im Leben, wenn die schweren, körperlichen Stoffe von Lebenswonne ganz durchdrungen sind.

Wer aber die Erinnerung in sich trägt, als Rosenstrauch einst geblüht zu haben, dem ist die heilige Sommerjonue Glück's genug, um ganz in Freude aufgelöst zu werden.

Die Pfarrerismädchen saßen an einem stillen Abend mit der Mutter im Wohnzimmer und sangen, während Alma sie am Spinett begleitete. Die Linden tropften in voller Blütenpracht, und ihr Duft hatte wie jedes Jahr die Bienenvölker angelockt. Die Bäume dröhnten vom Bienensummen und Brausen wie zwei Orgeln, und das Häuschen schien die süßen, starken Klänge der vier Frauenstimmen in



feinen Mauern nicht fassen zu können. Es strömte über.

Ein leichter, warmer Regen fiel.

Drei junge Männer, die ein Spaziergang heraufgeführt haben mochte, standen und lauschten. Mitten in wogenden, blühenden Kornfeldern ein singendes Haus und musizierende Linden davor, das war eine gar wunderbarlich liebliche Sache.

Der Gesang verstummte. Da ging einer von den Dreien dem Hause zu und bedeutete die beiden anderen, sie möchten ein wenig zurückbleiben. Er öffnete die niedere Gartenthür in der Tagushecke, trat unter die Linden und fand sich einem dunkeläugigen Mädchen gegenüber, das soeben aus der Hausthür trat und erstaunt auf sah.

Der Fremde grüßte artig und sagte: „Wir suchen einen gewissen Uerle, der hier auf dem Horn wohnt; könnte die Jungfer uns Auskunft geben?“

„Du mein Gott,“ antwortete das Mädchen bewegt, „den Uerle? Ja, der Uerle wohnt hier oben — aber — er ist nicht da.“ Sie sprach erregt. „O, vielleicht kommen Sie wegen der Abschrift?“

„Ja, deshalb komme ich freilich.“ Das Mädchen war ganz verwirrt; eine tiefe Blut floß über ihr Gesicht. Sie schaute den Fremden wie hilflos an, und schaute in zwei Augensonnen hinein, in denen, wie

in den ihren, die große Weltfreude strahlte, die Wonne am Sein, der Sommerfriede. Sie blickten einander an, und in jedem Gesicht war ein Ausdruck von Betroffenheit. Beide vergaßen einen Augenblick, zu fragen und zu antworten.

„Nein, er ist nicht hier, der Uerle. Er ist noch unten im Geschäft. Das Schriftstück aber, das habe ich in meiner Truhe.“

„Da ist es ja prächtig aufgehoben!“ rief der vornehme, schöne Mensch, froh auflachend.

„Wollen Sie bei uns eintreten?“ fragte das Mädchen nach einer Pause bewegt.

„Wenn Sie erlauben, da möcht' ich aber auch für meine Freunde bitten. Der Regen wird stärker.“ Er winkte den beiden anderen, zu kommen.

Alma führte klopfenden Herzens die Fremden ins Haus. Sie schritt ihnen voraus in das Wohnzimmer, ging auf ihre Mutter zu, die sich erhoben hatte, legte den Arm um deren Schulter, neigte den Kopf an deren Wange, deutete leicht auf die Eintretenden und sagte, unbeschreiblich in ihrer Bewegung: „Mutter, der Herr Goethe kommt zu uns!“ Es war ein so tiefer Herzenston und die Art, wie sie es sagte, so ungewöhnlich, so rührend schön, daß alle erstaunt aufblickten, Schwestern und Mutter, und die Fremden traten, wie geweiht durch das Gebahren des

schönen Geschöpfes, ein und wurden freundlich bewillkommt.

Die Frau Pfarrerin reichte dem jungen, berühmten Mann die Hand und sagte auf ihre einfache, würdige Weise: „Wir haben gar schöne Stunden durch Ihre Werke genossen. Unser Freund Uerle wurde nicht müde, uns vorzulesen und zu erzählen.“

Die Begleiter waren zwei junge Stollbergs, die nicht Worte genug fanden, ihr Erstaunen auszudrücken über das liebliche Wunder des Häuschens unter den brausenden, blühenden Bäumen. Der Regen strömte jetzt stärker und hielt die Bienen in ihrem weiten, duftenden Gefängnis. Die Erregung der unendlich vielen kleinen Seelen brauste ganz gewaltig auf. „Ja, wenn es regnet,“ sagte die Pfarrerin, „sind sie ganz des Kuckucks da draußen.“

„Aber hier, Frau Pfarrerin, das läßt man sich nicht träumen,“ sagte der jüngste Stollberg, „in dieser Einöde solch ein behaglicher Winkel.“

Sie betrachteten den Schrank und das Himmelbett der Pfarrerin. Auf elfenbeinweißem Grund hatte ein kühner Maler dunkelgrüne, breite, geschwungene Linien gezogen, die wie Laubwerk den Grund fast verdeckten, dazwischen Dornenkronen, durchstochene rote Herzen und brennende Herzen und

als Bekrönung von Schrank und Bett rote Herzen in Strahlenglorien.

„Sieh, Wolfgang, was ich gefunden hab', sieh nur am Fußende des Bettes die beiden Herzen! Siehst du, in jedem Herzen ist eine schwarze Drei gemalt. Treu! Verstehst du? Ist das nicht entzückend?“ rief wieder der jüngste Stollberg lebhaft. „Frau Pfarrerin, wo haben Sie diese Märchenstücke her? Man sollte glauben, in ein verzaubertes Haus geraten zu sein.“

Ulma trat mit dem Manuskript ein und gab es dem jungen Goethe in die Hand, der hielt es, ohne darauf zu achten, und blickte auf das Mädchen, das in seiner Seelenbewegtheit von größter Schönheit war.

Die Pfarrerin erzählte, daß ein durchreisender katholischer Schreiner und Maler in ihrer Eltern Haus zur Aussteuer für sie diesen Schrank und das Bett gefertigt hätte. Sie sagte: „Ich entsinne mich des noch sehr genau, es gab Streit zwischen meinen Eltern und dem reisenden Meister. — Sie fanden die Sachen zu katholisch für ein protestantisches Pfarrhaus und wollten die Herzen und die Dornenkronen forthaten. Der wunderliche Mann aber sagte: „Trägt bei euch unser Heiland keine Dornenkrone, und hat man bei euch keine Herzen, die durchstochen

sind und keine, die brennen, so sollt ihr mir leid thun, und ich male euch was anderes hin.“

„Da sagte meine Mutter: ‚Laßt sie nur darauf, Herr Meister, Dornenkronen und zerstoehene Herzen giebt's wohl aller Orten. Es ist gut, daß immer vor Augen zu haben.‘“

„Frau Pfarrerin,“ meinte Stollberg, „Ihre Frau Mutter war eine echte Protestantin, aber die brennenden Herzen hat sie ganz vergessen.“

„Das mag sein,“ meinte die Pfarrerin, „sie war eine hart geplagte Frau, meine gute Mutter, ihr standen die Dornenkränze wohl am nächsten.“

Mächtig strömte der Regen jetzt über die Sommerlandschaft hin, durch die offenen Fenster drang Korn- und Erdgeruch herein.

„Nun müssen die Herren schon noch ein bißchen mit uns fürlieb nehmen,“ meinte die Pfarrerin.

Der junge Goethe hat, das Lied noch einmal zu singen, daß sie im Vorübergehen gehört hatten.

„Ja, thut das, ihr Kinder,“ sagte die Pfarrerin, und ohne daß sie sich zierten oder bitten ließen, öffneten sie das Spinett, Alma spielte, und sie sangen:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'  
In dieser schönen Sommerszeit  
An deines Gottes Gaben;

Schau an der schönen Gärtnerin  
Und siehe wie sie dir und mir  
Sich ausgeschmückt haben.

Die Bäume stehen voller Laub,  
Das Erdreich decket seinen Staub  
Mit einem grünen Kleide.  
Narcissus und die Tulipan,  
Die ziehen sich viel schöner an,  
Als Salomonis Seide."

Das fromme, lebensheiße, schöne Lied zog in seiner Schönheit in aller Herzen ein und stimmte sie festlich und feierlich.

Während des Gefanges trat, vom Regen ganz besprengt, Uerle ein, suchte, wie er es zu thun gewohnt war. Er blieb aber auf der Schwelle, unfähig sich zu regen, stehen; eine tiefe Glut stieg in seinem Gesicht auf und setzte sich an den Ohren fest, die wie Mohnblumen zu brennen begannen. Ja, er stand und stand und schaute und wagte nicht vor- und nicht rückwärts zu gehen. Der junge Goethe erbarmte sich seiner Not, stand auf, gab ihm die Hand und wies ihm den Platz neben sich auf der Ofenbank an. Da saß nun der gute Uerle mit einem völlig ratlosen Gesicht.

Als die Mädchen geendet hatten, sagte der junge Goethe zur Pfarrerin: „Haben Sie etwas dagegen,

verehrte Frau, wenn wir hier im singenden Hause noch ein wenig bleiben, trotzdem der Regen nachgelassen hat? Es ist eine so schöne Stunde jetzt.“

Die Frau Pfarrerin gab lächelnd ihre Zustimmung und sagte: „Fremdes Brot ist den Kindern Kuchen. Bleiben Sie, wenn es Ihnen gefällt, uns ist es eine Freude.“

Das wurde nun ein wunderschöner Abend. Draußen war die Luft angefrischt, das unverhoffte Begebnis, so vornehm liebenswürdige Menschen bei sich zu sehen, die sich zwanglos natürlich betrugten, stimmte alle lebendig und froh. Unter den Linden deckten die junge Witwe und Alma den Tisch. Uerle saß unter den anderen im Zimmer, hatte das Bübchen, gewissermaßen seiner Verlegenheit zum Schutze, auf den Schoß genommen und gab sich still und bescheiden mit ihm ab. Alma trug eine Schüssel voll Erdbeeren, die sie am Morgen im Garten gepflückt hatte, frische Milch, Brot und Butter, zum Abendessen auf, und die Pfarrerin lud ihre Gäste freundlich und mit einer angenehmen Würde ein, mit ihnen zu speisen. Sie ließen sich nicht lange bitten, und bald saßen alle harmlos bei einander unter den brausenden Bäumen, und es war, als wäre man längst schon bekannt miteinander gewesen. Die Mädchen und das junge Frauchen tauten aus

einer etwas ehrfürchtigen Stimmung auf und genossen das außerordentliche Ereignis. Alma war still und bediente die Gäste.

„Nun sieh,“ sagte die Pfarrerin, „es ist noch nicht gar so lang' her, da sagtest du: nichts Absonderliches geschieht, ein Tag geht wie der andere — und nun ist doch etwas geschehen. Ist dir's nun so recht?“

Sie antwortete nicht und blickte ihre Mutter still an.

Die beiden Stollbergs waren vergnügt und ausgelassen. „So ein mondstrahlenartes Frauchen mit seinem Bübchen auf dem Schoß,“ sagte der jüngste Stollberg, „ist doch ein wunderschönes Bild — schade, daß wir keine Maler sind. Ich wüßte gar nicht, wo wir hier beginnen sollten. Ich glaube, wir sind in ein Märchen geraten, und das Haus ist wie ein Pilz aus der Erde mit all seinen Bewohnern aufgeschossen.“

Als man sich vom Tisch wieder erhob, bat der junge Goethe Alma: „Nun zeigen Sie mir auch noch Ihren Garten, in dem die guten Beeren gewachsen sind.“

Sie führte ihn durch das Haus, hinter welchem der Garten lag, und die anderen kamen nach. So wandelten sie zwischen den regenfrischen Beeten hin und her, an den Gemüsen und Blumen vorüber.

Das kleine Anwesen der Pfarrerin bekam Wert



und Bedeutung. Der Blick vom Garten auf das Almthal und das alte Städtchen konnte nicht genug gerühmt werden.

„Man sollte meinen, daß wir einen ganz raren Schatz besäßen,“ sagte die Pfarrerin, „wenn die Städter von unten einmal heraufkommen. Der Garten will aber bestellt sein, wenn er etwas tragen soll, und wir Frauenzimmer haben oft unsere liebe Not damit.“

Alma sagte zu ihrem Begleiter: „Das ist der Mutter nicht Ernst. Nicht um die Welt würde sie tauschen. Die Arbeit ist auch so gut eingeteilt; für das Größte kommt ein Bauer aus Süßenborn, und mit dem übrigen werden wir gut fertig.“

„Die Menschen lieben es, sich ihres Glückes nicht bewußt zu werden, Jungfer Alma, und es ist ihnen nicht zu verdenken.“

„So groß wird Ihnen das Glück hier oben nicht erscheinen,“ meinte Alma ruhig.

„Doch, wenn ich diese wundervollen Sommerblumen hier sehe und denke, wie die Linden vor dem Hause blühen und von Bienenschwärmen brausen, so ist das ein Stück Paradies, um das ein König Sie beneiden könnte, denn ich weiß wohl, solche Blumenbüsche und solche Centifolien wollen in Ruhe gedeihen, die kann keine plötzliche Laune sich her-

stellen, die brauchen viele Winter und Sommer und viel Mühe und Sorge."

"Ja," sagte Alma, "es sind alte Stöcke. Wenn man hinter diesen Rittersporn tritt, ist man verborgen in den blauen Ähren."

Sie blickte ihn eine Weile stumm an. "Darf ich Ihnen von den Blumen geben?"

"Gewiß, liebe Jungfer."

"Aber," sagte sie, "sie sind alle gar so voll und mächtig; wollen Sie mit solchem Blütenbusch nach Hause gehen?"

"Ja, glauben Sie, ich wäre nicht imstande, Sommerfreude zu tragen?" Er lachte frisch auf.

Sie nahm ein kleines Messer aus der Tasche, klappte es auf und schnitt vom Rittersporn eine Ähre. Die Tropfen standen wie Diamanten darauf. Sie hielt die Blüte vor sich hin und meinte: "Ist das nicht ein königliches Geschenk? Wenn wir die Blume nicht so gewöhnt wären und es die einzige ihrer Art wäre, dann könnte man sie einem großen Dichter ohne Scheu geben."

"So ist es," rief er bewegt. "Ein Dichter sieht die Dinge ungewohnt, immer neu, immer zum erstenmal. Das ist die große Wonne und die tiefe Pein."

Eben kam Ulrikchen vorüber in Begleitung des älteren Stollberg, blieb stehen und sagte auf ihre

schneppische, mutwillige Art: „Da ist sie wieder zwischen ihren Blumen! Wissen Sie, Herr Goethe, daß meine Schwester Alma, ehe sie Pfarrers Alma wurde, ein blühender Rosenstrauch gewesen ist? Das glaubt sie nämlich.“

Alma erglühete tief, und des jungen Mannes Blicke umfingen sie wie betroffen. Sie war nicht verlegen über den Scherz ihrer Schwester. Sanft nachdenklich stand sie, als zöge mancherlei an ihrer Seele vorüber. „Das versteht meine Schwester nicht,“ sagte sie, „weil sie die Blumen, die Sonne und den warmen Wind nicht so lieb hat wie ich. — Ich liebe das alles!“ Sie blickte mit Innigkeit über ihr kleines Reich. „Wer so vom Frühjahr an das Knospen und dann endlich das Blühen sieht und viele, viele stille Stunden dabei verbringt — —“

„O, ich verstehe,“ sagte er, „der wird eins mit diesen lieben Dingen — der gehört zu ihnen.“

„Ja,“ sagte sie auf ihre lebendige Art, „der gehört zu ihnen.“

Sie schnitt von den Rosen lange, schlanke Zweige mit der süßen, nickenden, schweren Blume am zarten Ende.

„Wir auf dem einsamen Horn kennen Ihre tiefsten Gedanken, Ihr Leiden und Ihr ganzes Herz — — Ist das ein Glück oder etwas Schreckliches, daß jeder Mensch, wer es auch sei, Sie so kennen

darf? Uns hier konnten Sie Ihr Geheimnis ruhig geben. Wir halten es heilig.“

Erstaunt schaute er auf sie. — „Da habe ich auf dem einsamen Horn, im kleinen Haus eine Heimat, ohne es zu ahnen. — Und die Menschen im kleinen Haus hüten mein Geheimnis so still und verschwiegen. — Wie ist das wundervoll einzig!“

In ihren Augen standen Thränen. „Ich verstehe es nicht, wie es geschehen konnte, daß Sie hier zu uns kommen!“

„Das mußte so sein,“ antwortete er bewegt. „Wie konnte ich denn an meiner stillen Heimat vorübergehen? Welcher Mensch könnte das? Wir leben ja nicht nur in unserem kleinen Bewußtsein. Wir leben über uns selbst hinaus.“

Sie schnitt einen ganzen Arm voll Centifolienrosen, die keine Rose auf Erden an Schönheit, Zartheit und Farbe erreicht. Und sie that es mit einer Hingabe, einer Versunkenheit, daß er nicht wagte, sie zu stören. In ihrer Haltung, in ihrem Blick stand deutlich, daß sie ein seliges Opfer brachte.

„Wenn es zu viel ist, tragen Sie die Rosen, bis Sie unten an der Alm vorüberkommen. Da können Sie davon hineinwerfen oder alle — aber nicht früher! Nehmen Sie sie so in den Arm. — Sehen Sie — so, dann macht es nicht müde.“

„Und so am Herzen,“ meinte er, „solch einen Busch Centifolien heimtragen, ist auch ein größeres Glück, als es uns stumpfen Menschen erscheint.“ Seine Blicke hielten ihre Gestalt, zärtlich hingenommen, umfangen.

Als die drei unverhofften Gäste gegangen waren, ließen sie die stillen Bewohner des einsamen Hauses am Horn in großer Bewegung zurück.

Urle sagte: „So ist's, wenn ein Göttlicher bei armen Sterblichen eingelehrt ist! — Aber sein Manuscript hat er doch richtig vergessen.“

„Na, natürlich, wenn ihn die Alma so beladen hat, wie sollte er denn noch etwas schleppen?“ meinte Ulrikchen.

Die junge Witwe lobte über alles den jüngsten Stollberg.

Ulrikchen aber sagte ärgerlich: „Macht ihr ein Aufhebens, weil sie ‚von‘ sind und weil der eine Gott weiß was ist! Ich sag' ein für allemal: der junge Bauch, den ich neulich in Süßenborn kennen lernte, und wenn er zehnmal Bauch heißt und zehnmal Metzger ist, gefällt mir besser als alle drei miteinander. — Und ich sage: die reichen ihm das Wasser nicht, so verständig und brav wie er ist.“

Die Pfarrerin mußte lächeln. — Sie kannte Ulrikens Vorliebe und hatte sich schon halbwegs damit ausgesöhnt, ihr tüchtiges Töchterchen einmal

als Wirtsfrau zu sehen. Der junge Bauch ging mit dem Gedanken um, sich ein Wirtsanwesen zu kaufen, und eine arme Witwe muß froh sein, ihr Kind an ein so nahrhaftes Gewerbe zu verlieren.

Alma war die einzige, die sich ganz still verhielt. Ihre Augen leuchteten aber aus dem zarten Gesicht heraus, daß Uerle den Blick nicht von ihr wenden konnte.

Die Pfarrerin machte schließlich allem Geplauder ein Ende. Sie wollte sich niederlegen und unter den Dornenkronen und den brennenden und durchstochenen Herzen schlafen. Die Läden wurden geschlossen, Uerle verabschiedete sich, die Mädchen suchten ihre Kammern auf, Alma aber ging, als alles in Ruhe lag, hinaus unter die Linden. Es hielt sie im Hause nicht, die sanfte Mondnacht lockte, das Herz war ihr so bewegt. — Sie brauchte wohl die Stille der ganzen nächtlichen Welt, um ihr Gemüt zu beruhigen und zu heilen.

So saß sie lange, die Hände gefaltet, und schaute in die Ferne. Auf den blühenden Feldern schimmerte der Mond. Der Kornblütenduft lag wie ein schwerer, warmer Atem in der Luft. Himmel und Erde schimmerten ineinander. — Ein leichter Schritt tauchte aus dem Unbestimmbaren auf. Sie erschauerte. — Es war so spät — so spät. — Sie duckte sich zusammen, als sollte etwas über sie hereinbrechen.

Da sah sie eine Gestalt, die ihr wie mit Feuer in die Seele geprägt war, das kleine Bitterthürchen öffnen. — Sie wurde nicht bemerkt, sah ihn stehen und schauen. Er blickte in die weite, monddurchschimmerte Ferne, so wie sie vordem. — Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie preßte die Hände darauf.

Welche Stille war hier oben! — In dieser Stille ein junges, menschliches Herz, das aus seiner sanften Sommersehnsucht, aus seinem Zustand des Knospens und zarten Blühens von einer brennenden Flamme ergriffen worden war, die aus dem Leben herauschlug und vom Leben zehrte. Sie fühlte das Flammen ihrer armen Seele mit einer Bangigkeit sondergleichen.

Und als er sie bemerkte und auf sie zukam, war sie wie von tödlichem Schreck hingenommen. Schreck oder Wonne, es war nicht auseinander zu kennen.

„Und ich habe Sie erschreckt,“ sagte er bewegt. „Mich hielt es da unten nicht mehr, ich mußte in der hellen Nacht das liebliche Haus und die große Weite darum her sehen. Und an Sie, liebes Geschöpf, wollt ich denken.“

Sie fand kein Wort zu erwidern, sank an den Stamm der Linde zurück und blickte ihn mit großen Augen an.

Bewegt von ihrer Hilflosigkeit, strich er ihr zart

über die Stirne. „Daß so einer so ein stilles, stilles Heimathaus hat und weiß nichts davon,“ sagte er wie für sich hin. — „Ach, mir ist wohl! — Die Rosen stehen vor meinem Bette in einem Krug mit Wasser und duften. — Der Mond schien herein. — Es war heut' alles so schön und sommerlich. Eure jungen Stimmen hier im Haus, das Lied, der Gartenfrieden und die tiefen Lebensaugen!“

Sie erschauerte, erhob sich — preßte in einer Bewegung von Ratlosigkeit die Hand aufs Herz.

„Bedrängt Sie meine Nähe?“ fragte er.

„Bedrängen? — Ist es Freude — — oder Pein, ich weiß nicht — ich weiß nicht!“ Sie verstummte. „So viele Menschen lieben Sie — Fürsten und schöne Frauen — und alle bewundern Sie — und Sie können denken und sagen, was kein anderer Mensch denken und sagen kann. Das alles legt sich mir wie eine schwere Last auf.“

„Nein! — Sie sollen sich freuen, wie ich mich freue!“ rief er, „daß der Regen mich heut in Ihr Haus führte. Alles andere ist gleichgiltig.“

„Ja,“ flüsterte sie hastig, „ich danke Gott dafür.“

„Nun also, so ist alles gut!“ In großer Bewegung gab er ihr die Hand.

„Welch eine Nacht! Schlafe wohl und auf Wiedersehen!“



Sie sah seine schlanke Gestalt wieder durchs niedere Pförtchen gehen, und eilige Schritte verklangen. Und diese Schritte waren wie ein Rhythmus zu seinem ganzen Wesen. Es lag eine große Kraft in diesem Schritteklang, leicht und unbezwinglich, fest und freudig.

Der Regen hatte ihr ein großes Schicksal ins Haus gebracht.

\*

Das weltfremde Haus unter den brausenden Bäumen nahm am folgenden Abend seine Gäste wieder auf. Sie kamen spät nach der Nachtessenszeit, um der Pfarrerin keine Ungelegenheit zu machen. Man saß miteinander unter den Linden.

Die Pfarrerin sah besorgt auf ihr Kind, das war wie in Sonne getaucht, da war kein Verbergen möglich. Es blühte und strahlte.

Die Mutter dachte in Herzens-einfalt, was sie wohl thun könnte, und wie zu helfen wäre, und das machte sie gar still und schweigsam. Auch Uerle war es schwer zu Mute, und er sah seine geliebte Sommerseele von sich hinwegblühen, einer großen, verbrennenden Sonne zu. Der arme Uerle war ganz verwirrt und gedachte eines Ausspruches aus seinem geliebtesten Werke: „Mußt denn das so sein, daß das, was der Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle ihres Elends würde?“

Er schaute gar eigenes an diesem Abend — der eine liebte sommerlich seine, Uerles, Sommerliebe, und der andere war der Frühlingsliebe gar gewogen, und sie ihm. Den jüngsten Stollberg sah er mit der kleinen Witwe unter der Linde sitzen, und ihr Bübchen küßte gar liebreizend bald des schönen Jünglings Lippen und trug lebendige Schauer von einem zum andern. — Frühlingschauer! O, Uerle kennt seine Frühlingsliebe, die verbrannte sich und andere nicht, diese sanfte Seele! Aber auch sie genoß Seligkeit und trank sie von ihres Bübchens Lippen.

Sie hatten aber einen großen Dichter unter sich — der hieß Uerle. Keiner weiß von ihm, seine Bilder und Eingebungen, die ihm die schönheitsvollen Dinge dieser Welt erweckten, sind mit ihm in den tiefen Todeschlaf schlafen gegangen. Sie waren nur für ihn da, und er war vornehm genug, daß ihn dies nicht bedrückte.

Der stille, lange, schweigsame Mensch, wer dem an diesem Abend ins Herz hätte sehen können!

Es kam auf, daß die Pfarrerin eine gar gute Märchenerzählerin wäre.

Die beiden Stollbergs bestürmten sie, zu erzählen, und wollten ein Märchen im Zimmer mit den Froschkönigsmöbeln hören, so nannten sie der Pfarrerin seltsame Aussteuerstücke.

Sie war bedrückten Herzens, die Frau Pfarrerin, und es war ihr nicht darum zu thun, zu erzählen, denn sie sann hin und her, wie sie ihrem guten Kinde helfen und es bewahren könnte. Sie fürchtete nicht, daß ihr Kind sich verlieren würde, aber sie fürchtete den Kummer, den großen Liebeskummer, der hier folgen mußte. Schließlich aber mußte sie dem Drängen folgen, nahm Platz in ihrem Lehnstuhl und erzählte vom Machandelboom — und kam an die Stelle: „Da begrub ihr Mann sie unter dem Machandelboom, und er fing an sehr zu weinen eine Zeitlang, dann wurde das was sachter, und als er noch eine Weile geweint hatte, da hörte er auf — und noch eine Zeit, da nahm er sich wieder eine Frau.“

Darauf erzählte sie, wie der Frau das Bübchen der Verstorbenen allerwegen im Wege stand, wie sie die eigene Tochter so sehr liebte, daß der Anblick des Bübchens ihr immer wie ein Schwert durchs Herz ging. Und die Pfarrerin erzählte, wie die Mutter das Bübchen so gar schauerlich tötete und es kochte, und wohl zubereitet als ein fremdes Gericht es dem Vater vorsetzte — und wie der Vater es aß und es ihm so gar wohlschmeckte.

„Er aß und wurde sterbenstraurig davon, gönnte niemand einen Bissen.“

In solchen Worten lag eine Zärtlichkeit, In-

brunst und Todestraurigkeit, als wäre alle Traurigkeit und Zärtlichkeit der Welt in sie zusammengedrückt. — „Und das Schwesterlein Marleneken sammelt die Knöchlein, die der Vater unter den Tisch warf, in ein seidenes Tüchlein und trägt sie unter den Machandelboom und begräbt sie dort — und der Machandelboom bewegt sich und thut die Zweige so recht auseinander und wieder zu Haus, und ein Nebel steigt vom Baum auf, der wie Feuer brennt, und aus dem Nebel fliegt ein schöner Vogel heraus, der singt so herrlich und fliegt hoch in die Luft, und das Tuch mit den Knochen ist weg. Marleneken aber ist es so recht leicht und vergnügt, als wenn der Bruder noch lebe.

Der Vogel awerst fliegt weg und setzt sich dem Goldschmied aufs Haus und fängt an zu singen:

„Meine Mutter, die mich schlacht,  
Mein Vater, der mich aß,  
Mein Schwester, das Marlenichen,  
Sucht alle meine Benichen,  
Bind't sie in ein seiden Tuch,  
Legt's unter den Machandelboom,  
Kywitt — Kywitt, wat for'n schön  
Vogel bün ik.“

Das alte, wundervolle Märchen, in dem alle Traurigkeit, Sünde, Zärtlichkeit, Wonne, Angst und Grauen der Welt liegen, schritt vorwärts.

Der Vogel fordert seine Geschenke zum Lohn für seinen herrlichen Gesang, die goldene Kette, die Schuhe und den Mühlstein.

Und welche Steigerung, welches Grauen! Jedes Wort haftet, nichts vergißt sich. Der Vogel ist der geliebte, heißersehnte Sohn der verstorbenen, vergessenen Frau, die im Grab noch liebt. Er ist der Gemordete, vom Vater verzehrte, von Marleneken geliebte. Alles ist in den einfachen Worten gegenwärtig. Und wie der Vater, Stiefmutter und Marleneken beim Mittagmahle sitzen und der Vogel draußen auf dem Nachandelboome zu singen beginnt und Marleneken in ihr Tüchlein weint und dem Vater so licht und froh wird, als sollte er einen alten Bekannten wiedersehen, und er sagt: „Die Sonne scheint so warm, und es riecht nach lauter Zimmet und Zinnemamen.

„Das ist eine Freude! Die hat das Volk sich gewürzt und mit Düften gedacht, und von der Sonne warm beschienen und nach Zinnemamen duftend.

Daneben das Grauen der Mutter: die Ohren, die Augen hält sie sich zu, als sie draußen den Vogel hört. Aber es braust ihr in den Ohren wie der allerstärkste Strom, und die Augen brennen ihr und zucken wie Blitze, und die Müze fällt ihr vom Kopf, und die Haare stehen ihr zu Berg als Feuerflammen,

und ihr ist, als bebte das Haus, als sollte die Welt untergehen. Sie will auch hinunter, ob ihr leichter werden soll.

Die Pfarrerin erzählte das alte Märchen, wie es eben erzählt werden muß, wie von Vorzeiten her eine Mutter oder Ahne es ihren Kindern oder Enkeln erzählte an langen Winterabenden, wie es von Mund zu Mund gegangen ist, so wundervoll tief und stark.

Alle waren von dem Eindruck benommen, die beiden Stollbergs ganz hingerissen. Die Töchter schauten mit einer gewissen Ehrfurcht auf ihre Mutter und fühlten durch den Erfolg, den sie hatte, so recht deutlich, was sie ihnen war.

Die Stollbergs meinten, sie begriffen nicht, daß noch kein großer Tonkünstler diese wundervollen Kräfte und Mächte in Musik gesetzt hätte. Diese Freude, die nach Zimmet und Zinnemamen duftet, und von der hellen, warmen Sonne beschienen ist — und dazu die einsame Sündenqual der Mutter.

„Es ist ein Großes um diese alten Geschichten,“ sagte der junge Goethe, „ihr geheimnisvolles Entstehen macht sie unendlich reizvoll, und das von Mund zu Mund ist ein lebendiger Gruß von längst vergessenen Menschen.“

„Nie hat die Mutter auch nur ein Wort verändern dürfen an ihren Geschichten, und sie hat's mit ihrer Mutter genau so gemacht wie wir.“

„So ist durch das eigensinnige Festhalten der Kinder,“ meinte der verehrte Gast, „der alte kostbare Schatz auf uns gekommen und wird über uns hinweg von Mund zu Mund, von Generation zu Generation weiter wandern.“

Alma sagte: „Das sind die Werke der Frauen, damit sie doch auch etwas gethan haben und nicht ganz leer ausgehen.“

„Als wenn sie leer ausgingen!“ rief er. „Sie sind da! — und alles ist voller Innigkeit und Poesie und sanfter Kraft. Wenn man um sich schaut, alles was heimisch und lieb und vertraut ist, was das Leben wert macht, ist durch sie. — Wir sind an all das so gewöhnt, daß wir es kaum bewußt gewahr werden. — Wenn es fehlte, welche Öde, welche Kargheit! — In jeder Stadt müßte ein Denkmal „der Mutter“ stehen, und kein Jahr dürfte vergehen, das nicht den Tag brächte, an dem das Bild festlich bekränzt würde, an dem nicht ein heiteres, inniges Fest vor diesem Bild gefeiert würde, ein Dank- und Freudenfest, an dem jeder seiner eigenen Mutter gedächte. — Solch ein Fest wäre notwendiger gewesen als das Fronleichnamsfest der frommen Nonne Roswitha.“

Die Pfarrerin schaute auf und sagte: „Das ist ein gar wunderlicher Gedanke, und wenn dem so wäre, wie Sie sagen, würde gar manche arme Mutter, die

es sich ungelohnt und unerkannt, Tag und Nacht bitterlich sauer werden ließ, getröstet und aufgerichtet werden.“

„Ja,“ sagte der lebhafteste Gast der Pfarrerin in großer Wärme und Liebenswürdigkeit, „es ist eine rohe, barbarische Welt, in der ein jeder sich von seiner Mutter hat opferfreudig lieben, behüten, mit Güte überschütten lassen, und es ist nie zu einer großen Dankesäußerung der Menschheit gekommen.“

Es ist doch gewiß, daß in der Welt dem Menschen nichts notwendiger ist als die Liebe.

Herr Gott, wenn ich an meine eigene Mutter denke! Was mir blühte, blühte durch sie. — Sie feiern alles Erdenkliche, aber das Beste! Einzige! das lassen sie unbedankt — und diese Danklosigkeit, dies Totgeschwiegenwerden liegt auf den Frauen. Die Katholiken haben ihre Feier und ihren Dank der Gottesmutter gebracht. — Ach, hätten sie's ein wenig deutlicher gemacht! Und wir altklugen Protestanten haben auch dies schöne Symbol als unverständig beiseite gethan.“

Die Pfarrerin sagte: „Sie sind ein guter Mensch. Ich meine, etwas Besseres kann ich Ihnen nicht sagen, auch wenn Sie anderes zu hören gewöhnt sind. Ich wollte wünschen, es käme die Zeit, in der man Ihr schönes Fest feiern würde.“ Der Pfarrerin wurde es leichter und weniger bang ums



Herz. Am liebsten aber wäre sie zu ihm hingetreten und hätte gesagt: So lieb und wert Sie uns sind, ich bitte, vergessen Sie unser Häuschen und mein armes Kind, eilen Sie, gehen Sie! — Sehen Sie nicht, wie des Kindes Augen an Ihnen hängen, als wären Sie allein auf Erden?

Ja, wenn nur des Mädchens Augen an ihm gehangen hätten; aber auch er umfaßte sie mit seinen Blicken, hielt sie fest, sog sie mit seinen Augen an sich. — Sie schienen beide in der Kraft ihrer Blicke zu leben.

Alle gingen sie jetzt wieder in dem langen Gartengrundstück auf und nieder. Niemand dachte an ein Aufbrechen.

Der Abend war so schön, die schlafende Sommerherrlichkeit lag wie ein unfaßbares und doch vertrautes Wunder um sie her. Geheimnisvoll dufteten die Blumen, geheimnisvoll schien der Mond, und die volllaubigen Bäume rauschten hin und wieder einen schwermütigen Akkord dazu.

Uerle hielt sich zu der Pfarrerin. Er ging neben ihr her wie ein guter Sohn, der seiner Mutter Kummer tragen hilft.

„Guter, lieber Uerle, was sollen wir machen?“ fragte die Pfarrerin nach langem Schweigen. „Da gehen sie miteinander ganz weltvergeben, was mögen sie wohl reden?“

Uerle schwieg.

„Lieber Uerle,“ sagte die Pfarrerin wieder, „so gar manches Mal schien es mir, als stände meine Alma Ihnen nahe, als wäre sie Ihnen teuer. — Helfen Sie doch!“

„Helfen?“ — sagte Uerle wie gedankenlos. „Frau Pfarrerin, das ist nun jetzt ein Schicksal. Ich glaube, da können wir alle nichts machen; was wir auch thäten, würde grob und thöricht sein. Die sind beide Sommermenschen.“

„Ach, Uerle — was soll das heißen?“ Die Pfarrerin schüttelte traurig den Kopf.

„Haben Sie darauf gemerkt,“ sagte Uerle wieder bedächtig, „wie in des jungen Werthers Leiden zu allem, was geschieht, die Bäume rauschen, wie der Sommer in alles hineinprangt? Man atmet Sommer. Man sieht eine Gegend mit großen Laubmassen und Laubduft und alles in Sonne getaucht. Es ist solch eine Sommerseligkeit und solch Sommerleid in allem, was geschieht, so aus der tiefsten Seele heraus. Er ist ein Sommerkind. Sehen Sie doch die Menschen an, wie wenig Sonne haben alle in den Augen, fühle Frühlingsaugen, trübe Winteraugen; aber die beiden haben Sommersonnenaugen, da können wir andern alle nicht mitmachen.“

„Sie wird sich und mir kein Leid thun,“ meinte die Pfarrerin.

„Sie ist vom größten Dichter der Welt geliebt,“  
sagte Uerle.

„Was Dichter!“ sagte die Pfarrerin, „er soll  
ein guter Mensch sein!“

„Liebe Frau, dem einen brennt sein Haus nieder,  
dem andern stirbt sein Vieh. Sein Geld verliert  
einer, seine Ruh der andere — jeder hat zu leiden  
und bringt Leiden. Quälén Sie sich nicht. Da liegt  
das Geheimnis der Welt.“

\*

Als es gar spät war und es an ein Abschieds-  
nehmen ging, da küßte sich das wundervolle junge  
Paar vor den Augen der Mutter und den Augen  
der Schwestern und Freunde im traulichen Zimmer  
beim Schein der kleinen Öllampe.

„Du teures, einziges Geschöpf!“ sagte der junge  
Mann hingerissen.

„Daß der Regen dich brachte!“ sagte sie still,  
„mir dich brachte!“

Sie stand leuchtend vor Bonne, und alle, die  
es mußten, dachten an den blühenden Rosenstrauch,  
der mit tausend Rosen blühte, und der Duft der  
Rosen waren die glückseligen Gedanken.

Der junge Mann stürzte auf die Pfarrerin zu,  
küßte ihr die Hand. „Liebe, liebe Frau,“ sagte er,

„Gott behüte uns alle!“ Dann ergriff er beide Hände des schönen Mädchens noch einmal.

„Kommt!“ sagte er zu seinen Begleitern, „kommt!“ Dann ging er, ohne fast irgend jemand anzublicken.

„Alma — Kind!“ rief die Pfarrerin, als die Thüre hinter den Gästen geschlossen war.

Alma achtete nicht auf sie. Wie angstvoll laufchte sie auf die verhallenden Schritte.

„Mein Kind —“ sagte die Pfarrerin noch einmal.

Da sank das Mädchen vor ihr in die Kniee. „Ich danke dir,“ schluchzte sie auf, „daß ich lebe! Ich danke dir! — Ich danke dir!“ Und sie küßte die Hände der Mutter. Ihr Haar war aufgegangen, und sie wischte die eigenen Thränen damit von den Händen der Pfarrerin.

„Will er dich denn heiraten?“ frug Ulrikchen kühl.

Uerle aber trat vor Ulrikchen hin und sagte: „Lassen Sie sie doch, Judas Ischarioth!“

„Nun ist er ganz verrückt!“ meinte Ulrikchen. „Die andern glauben doch, Sie sähen meine Schwester nicht ungern. Wie leiden Sie denn das?“

„Wahrlich,“ sagte Uerle, „ich habe sie geliebt und liebe sie — ja — ja — ja! ich liebe sie!“ Seine Steifheit brach im übermächtigen Gefühl zusammen — und er war frei! frei! — Zum erstenmal im Leben Herr seiner Stimme, seiner Glieder, zum

ersteumal schmolzen ihm die Gedanken wie im Feuer. „Ja, ich liebte sie! ich liebte sie! — aber was will das sagen gegen ihre Liebe!“

„Ach, Uerle, unser guter Freund,“ sagte die Pfarrerin seufzend und hielt ihr Kind, das vor ihr am Lehnsessel kniete und den Kopf ihr an der Brust barg, mit einem Arm umschlungen. „Ach, Uerle, ich wollte, Sie wären bei all Ihrem Edelmute nicht gar so bescheiden. Bei Ihnen wäre sie behütet.“

„Ich bin ein gar elender Mensch,“ sagte Uerle ruhig, „ich finde mich mit allen Dingen gut und bürgerlich ab. Wenn meine Mutter mich strafte, fand ich in jeder Strafe einen süßen Kern; sogar, wenn sie mich prügelte, freute ich mich auf die wunderliche Veröhnung danach, denn die Prügel kamen ihr selbst hart an, und sie griff mit Freuden nach dem ersten Zeichen meiner Reue.“

„Ach, Uerle,“ meinte Ulrikchen, „Sie spielen mit den Gedanken, als ob Sie uns Geschichten erzählen wollten; das ist immer wie aus dem Buch, wenn man Ihnen zuhört.“

„Ja, das ist's ja eben,“ sagte Uerle traurig. „Und nun schlafen Sie alle wohl, und Gott behüte Sie miteinander.“

„Schlafen Sie wohl, Uerle,“ die Pfarrerin gab ihm die Hand. Alma erhob sich, und als sie ihm

die Hand reichte, sah er in ein Gesicht, in dem die Erdenwonne wie ein Wunder strahlte, so rein und groß und festlich.

„O, Erde, wie bist du schön!“ sagte Uerle und sah das Mädchen an. „Berge von Freude! — und Thäler voll Leid! Und Sie, Alma, stehen jetzt auf einem hohen Berg der Freude und sehen die Erde unter sich.“

Sie aber neigte sich, faßte seine Hand, küßte sie und sagte: „Uerle, ich danke Ihnen für alle Güte, für alle schönen Stunden. — Ich verstehe Sie ganz, Uerle.“

Dunkelrot ward Uerles Gesicht — Thränen traten in seine Augen, er wendete sich ab und ging zur Thür hinaus.

\*

Die Pfarrerin setzte sich ans Spinett und spielte ein Schlummerlied, das sie früher mit ihren Kindern vorm Einschlafen gesungen hatte — und alle Töchter fielen in die alten, trauten Worte ein.

Was die Pfarrerin dazu getrieben, das alte Kinderlied zu spielen, war ihrem ratlos bangen Herzen wohl kaum klar geworden.

Als sie eine Weile schon geendet hatte, hörten sie Uerles rhythmisches Klopfen am Fensterladen,

was so viel bedeutete als: Es ist nur der Uerle, macht getrost auf. Und das thaten sie, sie öffneten den Laden, da stand Uerle und schaute herein. Die Pfarrerin hatte schon ihre Haube abgesetzt und stülpte sie jetzt eilig wieder auf, und Ulrikchen nestelte ihr Kleid wieder zu und lugte durch die Thüre, die in ihr und der jungen Witwe Schlafzimmer führte, begierig heraus.

„Mir ist da etwas eingefallen, liebe Frau Pfarrerin, was ich sagen muß — heut abend noch — verzeihen Sie.“ Er war tief erregt, seine Stimme bebte: „Die Geseze der Menschen sind nicht Gottes Geseze. Böse ist oft gut, und gut ist böse.“ Er sprach sehr hastig und laut. Es war, als wenn sein Gefühl ihm mit der Stimme durchginge. „Gott aber ist überall und sieht, wie die Menschen sich ihre Geseze machen, oft gegen seinen Willen, und er sieht zu und lächelt über ihr Thun.

— Und dann — — — dann wollt' ich noch sagen, wenn Menschen auch nur einen wahrhaft guten, ganz ergebenen treuen Freund haben, sind sie nicht verlassen, und wären sie von der ganzen Welt verlassen. — Frau Pfarrerin, ich möchte Ihnen das alles sagen, wie im Namen Gottes! — Quälen Sie sich gar nicht. — Legen Sie sich alle ruhig schlafen. — Die Menschen machen einander die größte Qual

auf Erden. Wenn ihr denkt, ihr wollt nur helfen — heilen und gut miteinander sein, so ist alles übrige gar gleichgiltig. Verzeihen Sie, Frau Pfarrerin — Gute Nacht.“ Damit war er auf und davon.

Ulrichen sagte: „Ich weiß nicht — mit dem sollte einmal der junge Metzger Bauch reden!“

„Laß das, Ulrichen,“ sagte die Pfarrerin, „davon verstehst du nichts. — Was der Uerle auch sagt, herzlich gut ist's gemeint, und das ist die Hauptsache.“

\*

Nachts träumte die Pfarrerin, ein weicher, lautlos fliegender Vogel flöge an ihr vorüber und streifte sie mit den Flügeln — und streifte sie immer wieder und wieder. Sie dachte im Traum: das ist nun eine Schleiereule, und war begierig, sie zu sehen. Der Vogel war aber so schnell im Flug, daß sie nie einen Eindruck von ihm haben konnte — dann war es ihr, als sagte die Schleiereule „Mutter“ zu ihr — „Mutter!“ — ganz leise, wie aus der Ferne, und sie erwachte und sah ihre Tochter Alma angethan vor sich stehen. Die sagte wie geistesabwesend in einer wie von Weh durchtränkten Betonung: „Mutter — Mutter?“

„Ja, was machst du denn da, Kind?“ fragte die Pfarrerin schlastrunken.



Alma antwortete nicht gleich. Sie hatte das kleine, offen brennende Lämpchen in der Hand, „Mutter,“ sagte sie, „es wird jetzt schon hell.“

„Ach, es ist noch tiefe Nacht. — Du hast ja Licht gemacht.“

„Nein,“ sagte Alma, „es brennt noch von abend her.“

Jetzt war die Pfarrerin ganz munter und setzte sich im Bette auf. „Hast du noch gar nicht geschlafen?“

Das Mädchen stand gerade aufgerichtet mit dem Lämpchen in der Hand. — „Mutter,“ sagte sie, „ist es denn möglich, einen Menschen so zu lieben, daß man ohne ihn gar nichts mehr ist?“

„Kind,“ antwortete die Pfarrerin ernst, „ich habe euren Vater sehr lieb gehabt und bin nun doch eure gute Mutter geblieben.“ —

Alma schien nicht auf sie zu achten.

„Es heißt,“ sagte die Pfarrerin, „du sollst nicht andere Götter haben neben mir. — Wir sollen Gott über alles lieben.“

„Gott — Gott — ach — ja Gott!“ sagte das Mädchen langsam vor sich hin.

„Alma, du träumst ja, du bist ja gar nicht recht wach, — Kind, was ist dir denn?“

„So bang,“ sagte sie. — „Ach, Mutter, steh’

doch auf und geh' mit mir hinaus vor's Haus, ins Feld, da wird mir's besser werden."

"Alma, wie kommst du mir denn vor? — Jetzt bei nacht!"

"Es wird schon hell — komm mit!" bat das Mädchen dringlich.

"Nun, weshalb denn nicht?"

Die Pfarrerin erhob sich. Während sie ihre Strümpfe anzog, schaute sie besorgt auf die Tochter, die immer noch mit dem Lämpchen stand.

"Setz' doch die Lampe nieder, Alma, und mach' die Läden auf!"

Alma that es, wie in Gedanken verloren, und die erste Morgendämmerung drang ins Zimmer.

Die Pfarrerin spülte sich das Gesicht ab, um völlig wach zu werden. "So, nun können wir gehen!" meinte sie.

Alma nahm der Mutter Hand, als sie aus dem Pfortchen getreten waren.

"Merkt' du," sagte die Pfarrerin, "jetzt ist's in den Linden still, jetzt schlafen die Bienen."

Kein Lüftchen regte sich noch. Das matte Licht war gleichmäßig weißgrau. Die Ahrenfelder lagen wie schlafend. Es war die große, tiefe Stille der ersten Morgendämmerung. Kein Bewußtsein wachte rings umher. Das giebt dieser stillen, stillen Stunde

das Urmweltliche — das Herzbeklemmende. — Das Wort erstirbt im Munde.

So gingen Mutter und Tochter auch schweigend im großen Schweigen.

Die erste Lerche schmetterte aus grauem Licht ihr Lied. Wie gewaltig das klang, als erfüllte ihr Gesang den ganzen Himmelsraum.

„Mutter“ — sagte das Mädchen, „vor kurzem noch kannte ich ihn nicht. Kannst du dir das vorstellen?“

„Ach, Kind, red' doch nicht so!“

„Sag' mir, muß solch eine Liebe auch wieder vergehen? Ist das möglich?“

„Gewiß, Kind — sie muß zu Ende gehen, denk' doch selbst!“

Die Pfarrerin spürte, wie die brennende Hand ihres Mädchen in der ihren aufzuckte.

Mein Gott, dachte die Frau, wie sie leidet! Sie ist zu klug, um nicht alles zu sehen.

„Sag' mir,“ bat Alma, „wie war mein allererster Tag auf Erden? — Schien die Sonne?“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin, „du warst ja mein einziges Sommerkind, kaum warst du geboren und in die Wiege gelegt, da wurde die Wiege ans offene Fenster gestellt. Es war mittags zwölf Uhr und zur Rosenzeit; aber das weißt du ja. Die Kletterrosen nickten zum Fenster herein.“

Draußen war es wundervoll sonnig. Die Bauern waren alle zur Heuernte hinaus. Das Dorf war ganz still, und ich lag in meinem Bett und war voller Dank und Freude über dich.

Der Vater hatte sich zu seinen drei Mädchen gar sehr einen Buben gewünscht. Als er dich aber so friedlich in deinen Kissen liegen sah, war auch er voller Freude über sein viertes Töchterchen und legte dir eine frische Rose auf deine Wiege.“

„Und man wird geboren, um zu sterben. — Mir ist so angst“ — sagte Alma leise; „ich bin nicht mehr mein eigen — wohin er geht, zieht er mich nach. — Ich möchte wieder mir selbst gehören, es war doch alles so schön und ruhig.“

„Ja, mein Kind, das muß alles wieder so werden wie es war.“

„Wo er auch hingeht, kann er mich nicht gebrauchen. Ich seh ihn da und dort. Ach, Mutter, so werd' ich ihm bald lästig werden!“

Sie setzte sich auf einen Grasrain am Wege wie erschöpft nieder und lehnte den Kopf an ihrer Mutter Schulter.

„Als du den Vater liebtest, war es da auch, als hättest du im Herzen eine Wunde und dein Leben flösse da heraus; auch wenn du die Hände darauf preßtest — es nützte nichts?“

Das Mädchen preßte die Hände aufs Herz, als wenn sie eine Wunde schließen wollte.

„Nein,“ sagte die Mutter, „Alma, mir war, als strömte das Leben mir von allen Seiten zu, als würde ich täglich besser und glücklicher.“

„Ich liebe ihn zu sehr — zu sehr!“ schluchzte das Mädchen auf und sank ihrer Mutter an die Brust.

„Deine Stirn glüht so und deine Hände,“ sagte die Pfarrerin.

„Mein Kopf schmerzt so sehr.“

Der Pfarrerin ward es ganz angst, wie sie in der lebenverlassenen, ersten Morgenfrühe in der großen Stille mit ihrem armen Mädchen mitten zwischen den Kornfeldern saß.

Ihr Kind hielt sich jetzt so still bei ihr, als wäre es hingelehnt bei ihr eingeschlafen.

„Alma,“ sagte die Pfarrerin leise, aber sie bekam keine Antwort. Sie faßte die Hand, die matt herabhäng; die brannte wie Feuer, das Gesicht glühte, und das Herz schlug so schnell und heftig, daß sie es spürte.

Krank ist sie, dachte die Pfarrerin bang. Krank war sie, als sie mich weckte. Unbegreiflich war es der Pfarrerin erschienen, daß ihr gutes, rücksichtsvolles Kind sie geweckt hatte — und jetzt verstand sie es schreckvoll.

„Alma, hör' doch —“

„Laß mich, laß mich, Mutterchen!“ kam leise, wie schlaftrunken die Antwort. „Ich will noch ein bißchen im Bett bleiben.“

Sie lag ganz regungslos, die Pfarrerin, über sie gebeugt, spürte ihren heißen Atem.

Windwellen fuhren über die Felder hin. Es wogte rings umher. Die Wolken strahlten rosig, die Sonne ging auf. Von all der Herrlichkeit sah die Pfarrerin nichts. —

„Komm, Alma, komm, komm, Kind!“

Keine Antwort. Sie war ganz in sich versunken, lag mit halbgeschlossenen Augen und atmete sehr schnell. Zeit auf Zeit verstrich. Das Mädchen lag teilnahmslos mit dem Kopf auf der Mutter Schoß.

Endlich mußte die Pfarrerin sich nicht mehr zu helfen und versuchte, sich und Alma aufzurichten.

„Ja, ja, Mutterchen, ja — ja,“ sagte das Mädchen dabei in einem rührend zustimmenden Ton.

Sie waren nicht gar weit vom Hause. Die Pfarrerin hob ihr armes Mädchen mühselig in die Höhe, stützte sie, so daß sie sie fast trug, und schleppte sich mit ihr dem Hause zu.

Dort legte die Pfarrerin sie in das Bett mit den Dornenkronen und den brennenden, durchstochenen

Herzen nieder und setzte sich an den Tisch und vergrub den Kopf in den Händen.

Die junge Witwe kam, um der Mutter wie jeden Morgen die Fensterläden zu öffnen.

„Ja, was ist dir, Mutter?“

„Alma ist krank, ruft Uerle, daß er uns den Doktor schickt, wenn er zur Stadt geht!“

Alma lag ganz teilnahmslos in ihren Kleidern auf der Mutter Bett.

„Bist du schon die ganze Nacht auf, Mutterchen? Ja, was ist denn? Was ist denn?“ Die junge Witwe trat ans Bett ihrer Schwester und fühlte die starke Hitze, die von ihr ausging.

„Fieber!“ meinte sie ganz ratlos.

„Hilf mir sie auskleiden,“ sagte die Pfarrerin.

Als die Kleider, in denen sie gestern so schön und glücklich war, von ihr abgestreift waren, schlugen ihr die Zähne vor Frost aufeinander. Die Frauen hüllten sie warm ein, aber der böse Frost ließ nicht von ihr ab, warf ihren Körper hin und her. Man sah, wie die Schauer ihr über die brennende Haut fuhren. —

„Ach, was macht ihr denn mit mir? — Was macht ihr denn mit mir?“

Die beiden anderen Schwestern kamen; eine lief zu Uerle, der war auch gar bald zur Stelle.

„Sie ist nicht bei sich, Uerle,“ sagte die Pfarrerin in großer Bangigkeit, als er eintrat.

Da war es aber, als wenn sie Uerles Nähe spürte. „Uerle,“ sagte sie leise, von Frost geschüttelt. „Er soll nicht zu mir heraufkommen. — Er soll mich nicht so krank sehen. — — Wenn ich es nicht weiß, könnte er hereinkommen. — Niemand darf ihn hereinlassen!“ sagte sie angstvoll. — „Versprechen, Uerle, versprechen! — Ich kann nicht wach bleiben.“

„Gewiß nicht, Alma, bis Sie gesund sind!“

Sie nickte. Die Augenlider lagen schwer über den Augen.

\*

Schwere Tage zogen über das kleine Haus hin. Die beiden jungen Stollbergs gingen ein und aus, als wären sie die Brüder der Pfarrerskinder. „Wir müssen ihm Nachricht bringen. Er verzehrt sich dort unten vor Sorge.“

„Und kommt nicht ein einziges Mal,“ meinte die Pfarrerin.

„Er kann nicht,“ sagte der jüngere Stollberg. „Rechnen Sie ihm das nicht an. Und Alma will es nicht. — Beide sind sich gar wunderbar gleich. — Rühren wir nicht daran!“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin; „Gott möge ihm



helfen, daß er so lieben und leben kann, wie er lieben und leben muß. Wir anderen werden nicht gefragt, was wir wollen und können.“

„Seien Sie nicht bitter, liebste Frau. Er ist wie aus einer anderen Welt, er steht unter anderen Gesetzen, und Alma, Ihr Kind, auch. Wir werden lebensstark durch unsere Liebe, und Ihr Kind liegt davon niedergegessmettert.“

„Ich rühre ja an nichts,“ sagte die Pfarrerin trübe. — „Wir lebten so still und glücklich, und nun spüren wir mit einem Male die Hand Gottes, die uns einen schweren, nie gesehenen Weg aufthut.“

\*

Ja, die Pfarrerin ging einen schweren Weg. Ihr Kind blieb nicht in der tiefen, lautlosen Fieberdampfheit liegen wie in den ersten Tagen. Die lebensselige Sommernatur glühte in der Fieberglut der schweren Krankheit zu einem leidenschaftlichen Leben auf. Ohne Bewußtsein sang sie mit unendlich klarer, reiner Stimme Strophen aus dem alten heiligen Sommerlied:

Die Bäume stehen voller Laub,  
Das Erdreich decket seinen Staub  
Mit einem grünen Kleide.  
Narcissus und die Tulipan,  
Die ziehen sich viel schöner an,  
Als Salomonis Seide.

Und sie sang dieselben Worte wieder und wieder. Oft auch fand sie keine Worte, nur jubelnde Töne, hell, bebend vor Seligkeit, daß sich allen, die es hörten, das Herz vor Weh zusammenzog.

Die Stimme war so überströmend von Erdenwonne, daß sie erschauern machte.

Die Fenster mußten immer geöffnet sein, denn sie ertrug den geschlossenen Raum keinen Augenblick, und so drang die unaufhaltsame, kristallklare, schöne, selige Stimme hinaus über die Felder bei Tag und bei Nacht.

„Anbetungswürdig ist diese Seele,“ sagte Uerle zur Pfarrerin, „daß sie solch große Seligkeit in sich trägt. — So singt eine Lerche im Himmelraum, wie unsere heilige Sommerseele. Hören Sie doch ihren Gesang, sündlos und rein — und daß ein Geschöpf solche Wonne im Herzen trägt!“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin trostlos, „dazu muß es von Sinnen sein.“

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte Uerle. „Sie sieht nur uns nicht. — Sie weiß von nichts um sich her. Sie sieht nur in sich selbst hinein, und in ihr ist es so weiß und hell und wonnevoll, wie ihre Stimme ist. — In ihr ist eine große Herrlichkeit. — Geboren — gelebt, wie ein seliges Kind aufgefahren gen Himmel — sitzend zur rechten Hand Gottes!“

Uerles Stimme bebte von verhaltenen Thränen. Er verbarg hastig sein Gesicht am Fensterkreuz, vor dem sie standen.

„Uerle, was reden Sie?“ sagte die Pfarrerin erschrocken.

Uerle aber wollte die Pfarrerin mit solch wunderbar wehen Worten trösten. Kein Arzt brauchte ihm zu sagen, daß seine Sommerseele im Entschweben war.

\*

Nachdem das Fieber alle Kräfte verbrannt hatte, sank die Lebenswärme zu einer schauerlichen Kühle.

Die Schwestern sagten: „Das Fieber ist vorüber.“ Uerle aber und die Pfarrerin mußten es anders.

\*

Ganz leise flüsterte das Mädchen, zu Uerle gewendet, der an ihrem Bette saß, und so, als läge zwischen ihrem letzten und wieder ersten bewußten Wort keine lange, bange Zeit: „Wo ist er?“

„Er ist voll Bangigkeit um Sie, Alma.“

„Was mich hinderte, ihn zu lieben, ist nun fortgeglüht. — Nun liebe ich ihn bis in alle Ewigkeit. Sag ihm, nun werd' ich ihm nah' sein.“

Uerle hatte ihre letzten Worte gehört — ihr letztes Bewußtsein empfunden. Von nun an sank sie in eine kühle, bleierne Ruhe, die dem Tode voranging.

\*

Im Hause regte sich stundenlang kein Laut. Die beiden Stollbergs standen draußen an einem der niederen Fenster, durch die der warme Sommerwind ins Zimmer drang, und schauten auf das stille Verlöschchen und den schweigenden Schmerz derer, die zurückblieben.

Die Pfarrerin hielt die erkaltende Hand ihres Kindes in der ihren, mit der Ruhe, welche das Leben jenen Schmerzgeprüften giebt, die den größten Teil des Weges schon gegangen sind. Die sind so schmerz- bekannt, so schmerzverwandt, daß sie sich mit einer Würde betragen, die den Jungen, Ungeprüften wie ein Wunder erscheint.

Die drei Töchter hingen mit ihren Blicken an ihrer Mutter, als käme von ihr in dieser fremden, bausen Stunde Rat und Hilfe.

Als die Pfarrerin sich über ihr Kind beugte und ihm die Hände ineinander faltete, da wußten sie alle, daß es geschehen war. Die Pfarrerin blieb stumm über ihr Kind gebeugt — Uerle stand am Fußende des Bettes, und die drei Schwestern knieten,

wo sie gestanden hatten, die eine verbarg ihr Gesicht in den Händen, die beiden anderen suchten Schutz in enger Umschlingung.

Lautlaus kamen die beiden Stollbergs herein, und der jüngere sagte hingerissen: „Sie hat sich ihm selbst entrückt durch ihre große Liebe und ihr tiefes Verstehen. Das wurde ihr tödlich, daß sie alles erkannte. — Ihn wollte sie nicht binden und euch nicht kränken.

„Wir gehen zu ihm.“

\*

Die schöne Hülle der Sommerseele lag schlafend im weißen Sarg, unter Blumen, einen weißen Rosenkranz auf dem bleichen Haupt.

Mutter und Schwestern, Uerle und die Stollbergs hegten und schmückten das stille Geschöpf.

Nachts vor dem Begräbnis wurde sie im offenen Sarg von Uerle und einem braven Menschen, den er kannte, sowie den beiden Stollbergs nach Süßenborn getragen. Die zwei Söhne des Lehrers von dort trugen Fackeln und wechselten mit den Trägern.

Das Alles hatte Uerle so gewollt.

Ulrichen blieb bei der Mutter und beim Bübchen. Die beiden anderen Schwestern folgten dem Sarge.

Es war eine schöne, milde Sommernacht.

Die Pfarrerin sah, wie sie ihr gutes Kind den schmalen Weg durch die wogenden Felder trugen. Der Himmel war sternfunkelnd. Die sanfte Nachtlust strich über das geliebte, tote Gesicht.

Und aus der Ferne hörte die Mutter zwei verschleierte Mädchenstimmen eine Strophe aus ihres Kindes Lieblingslied singen.

Der Weizen wächst mit Gewalt,  
Darüber jauchzet Jung und Alt  
Und rühmt die große Güte,  
Deß der so überflüssig labt  
Und mit so manchem Gut begabt,  
Das menschliche Gemüte.

Welch hohe Lust, Welch heller Schein  
Wird wohl in Christi Garten sein,  
Wie muß es da wohl klingen?  
Da so viel tausend Seraphim  
Mit unverbrohnem Mund und Stimm'  
Ihr Hallelujah singen.

Das mochte der Pfarrerin ein gar schmerzvolles Lied sein.

\*

Das stille Mädchen lag ihre letzte Nacht auf Erden in dem Süßenborner Kirchlein zwischen sechs brennenden Kerzen.

Ihre alte Kinderfrau, die noch im Süßenborner Pfarrhaus bei den neuen Pfarrersleuten ihres Amtes waltete, hatte es sich nicht nehmen lassen, bei ihrem guten Kinde zu wachen.

Uerle und die beiden Mädchen gingen langsam und schweigend dem Häuschen auf dem Horn wieder zu.

Die beiden Stollbergs aber eilten. „Wir müssen zu ihm! Wir sahen sie in ihrer Schönheit bis zu dieser Stunde. Es war ein so ruhiges Verlöschen, so begreiflich, als wenn die Sonne untergeht. — Er kämpft mit Unbegreiflichem. Uns zeigte die Natur im Bilde, wie weit sie begriffen sein will. Er geht ins Ungemessene. Er leidet tiefer als wir alle.“

\*

Aus Goethes Gartenhaus an der Elm schimmerte spät in der Nacht ein einsames Licht aus offenem Fenster heraus auf die nebligen Wiesen. Die hohen Wipfel der Bäume im Garten und in der ganzen Weite, am Horn und an den Ufern der Elm wurden von keinem Windhauch berührt. Die Nebel lagen wie schimmernde Schleier.

Aus dem Garten begaunten zarte Geigentöne sanft hinaus in die Nacht zu klingen.

Zwei Freundgestalten standen unter dichten

Bäumen nicht allzufern vom erleuchteten Fenster und spielten eine ernste Weise. Sie wollten eine große, beraubte Seele beruhigen, eine, der alles Lebensleid zu Musik werden sollte.

Auf ihren Geigen spielend, gingen sie lautlos im Grase auf und nieder, so daß die Töne dem, der im erleuchteten Stübchen war, bald nah, bald fern klingen mochten. Ein kaum vernehmbares Aufschluchzen vom Hause her ließ die Geigentöne verstummen.

Der Morgen graute.

Über die Wiesen sah man die beiden Gestalten durch die Nebelschleier gehen, immer geigend, der schlafenden Stadt zu.

---



# Der dichtverwachsene Garten

Als Weimar noch, von aller Welt verlassen, von niemandem gekannt und besucht, in der großen, stillen Einöde lag, mit seinem Häuflein Weimaranern, die in dem grauen Steinneft seit Jahrhunderten kamen und gingen, wie es der Lauf der Welt ist, da gab es Einsamkeit rings um das Städtchen her — Einöde — von der wir in unserer Zeit, in der die Lokomotive jede Ecke auschnüffelt, jede Verborgtheit wie ein Maulwurf auswühlt, uns keine Vorstellung mehr machen können.

Solche Verschneithheit und solches In-Grün-vergraben-sein giebt's nicht mehr, — gewiß nicht.

Und wer meine kleine Geschichte verstehen will, vergesse alles, was in unserer Zeit Menschen mit Menschen verbindet und gehe mit mir an einem alten Städtchen vorüber, das mit Mauern sich gegen die Stille ringsumher wehrt — und wandere auf holprigen Wegen weiter, immer weiter, wie ins Grenzenlose hinein, an armseligen Weilern und Dörfern vorüber, in denen seit Jahrhunderten die

Bauerngeschlechter wie die Unken im Sumpfe leben, oder wie die Wilden im dunkelsten Erdteil, hinsterbend wie Wasserblasen im Ozean.

In solcher Weltabgeschiedenheit ein Garten.

Um den Garten wogt von drei Seiten junger Winterroggen, wie ein Meer, und wenn der Wind über das Meer dahinfährt, bläst er breite graue Spiegel auf die lebensgrüne Fläche und weht Erdgeruch auf und den Geruch einer Unendlichkeit von grünem Leben.

Das Roggenmeer dehnt sich, soweit das Auge reicht. Kein Baum — kein Strauch — nur grünes, silbergraues Gewoge und der schwere Roggenduft, der darüber liegt.

Der Garten ragt wie eine kleine Insel in das Meer hinein. Mit seinen festen Laubmassen, die rund und ungegliedert mächtig aus dem Getreidewoge herauswachsen, wirkt er wie aus Bronze gegossen.

Das Getreidemeer brandet sanft an ihn an.

O du duftende Einsamkeit!

Wer am Ende des Gartens vor dem festen Laubwall steht und hinaussehnt auf Grün und Silbergrau, das sich in weichen, grauen Tönen wechselnd und vibrierend bis in den Horizont hineinzieht — dem ist die Welt versunken.

Das Haus, hinter dem sich der Garten in das Feld hineinzieht, gehört wahrlich auch nicht zur Welt, — ein stilles Landpfarrhaus mit hohem Dach und niederen Fenstern, weinumsponnen.

Verträumt steht es so seit ein paar Menschenaltern, öffnet seine Thür, um einen Mann Gottes nach dem anderen einzuziehen und wieder ausziehen zu lassen.

Wohl beherbergt hat es sie alle. Jeder von ihnen kam würdig erfreut, denn es schien noch keinem ein übler Platz.

Still wurde dann einer nach dem anderen, nach sanftem, weltabgeschiedenem Leben hinausgetragen.

Damals wohnte ein Ehrenmann im Haus, mit Weib und Sohn und Tochter.

Ihm waren die Kinder hier geboren und auch herangewachsen.

Ja, zu seinem Erstaunen waren sie auch herangewachsen — denn hier stand die Zeit still!

Das große Zifferblatt, die weiten Felder mit ihrem weiten Horizont zeigten wohl die braune Stunde, die grüne, die goldene, die weiße Stunde an, aber so unmerklich ging eine dieser Stunden in die andere über, daß es dem Bewußtsein nicht weh that. Und wie oft war die goldene Stunde gekommen? Wie oft wohl?

O, daß war alles so verschwommen, das hatte sich dem Hirn nicht eingepägt. Es war alles hier eine zeitlose Gewohnheit — aber die Kinder waren dennoch herangewachsen.

Und die grüne Stunde war wieder einmal sanft hereingebrochen.

Um den Garten brandete das grüne Palmenmeer, und der mächtige Laubwall quoll zusehend. Die Wege wurden eng und immer enger vom dichten Laub, das sich dehnte und streckte. Der Flieder blühte und der Goldregen und der Rotdorn.

Der Garten lag im Paradieses schmuck. Ein kurzes Weilchen sollte er schön sein, ein kurzes Weilchen sollte er auch dieses Jahr wieder jung sein.

Das Gras stand saftig und hoch, und hin und wieder schimmerten die roten, schweren Köpfe der Pfingstrosen aus hellem Grün. Ein Duft stieg auf wie von einem Opfer.

„Heuer schaut man nicht einmal mit einem Blick hinaus, so dicht ist's Laub. Man riecht's nur, daß der Roggen blüht.“ Das sagte eine kleine, sanfte Stimme, in der ein großes Weh klang.

Es war nicht mehr die volle Tageshelle. Die weiche Sommerdämmerung floß durch das dichte Grün.

Die verschleierte, sanfte Stimme gehört zu einer schlanken, jungen Mädchengestalt. Ein einfaches,

geduldiges Gesichtchen neigt sich wie eine vom Regen schwere Blüte der Erde zu.

Die schmale Mädchenhand ruht ratlos in der Hand eines jungen Mannes, der auch wie in tiefer Bewegung geht. Aber etwas Unantastbares liegt in seiner Persönlichkeit, seiner Kleidung, seinem Gang. Es ist Rückgrat in der Haltung, Rückgrat, das von Generation auf Generation vererbt ist.

Das war so eine formvolle Bewegtheit, die er dulden durfte, weil sie am Platz schien. In seinem ritterlichen Hinneigen zu seiner Gefährtin liegt eine gewisse Achtung vor ihrem Schmerz, etwas Tröstendes, — etwas . . . Ja sie tragen nicht an einem Schmerz — nicht an einem gleich großen Schmerz, der seine wiegt leichter.

Er hat seine Gestalt nicht durchdrungen, seine Beweglichkeit und vornehme Eleganz nicht beeinträchtigt. Er ist nicht um einen Zoll gebeugter durch diesen Schmerz geworden — und doch, es ist auch ihm nicht leicht ums Herz.

Hier in diesem stillen Erdenwinkel ist er und seine Schwester auf dem Gut einer nahen Verwandten der verstorbenen Mutter erzogen worden. Mit den beiden Pfarrerskindern hatten sie alles geteilt, Unterricht, Kinderwonne — alles — alles.

Und nun sollte es hinaus ins Leben gehen, —

die Schwester zum Vater und er — — für ihn lag die Welt offen. Er steht auf der Höhe des Lebens.

Er ist sicher, wo er sich auch zeigen wird, wohl empfangen zu werden als ein schon Bekannter, als einer, von dem sich nur das Beste erwarten läßt.

Seine Ahnen hatten für ihn vorgesorgt. Ihm konnte es kaum fehlen. Das Leben lag vor ihm wie eine sichere Ernte. Nun galt es, sich von der stillen ersten Jugendzeit loszureißen.

Vor noch nicht vier Wochen hatten sie am Sterbebett ihrer treuen zweiten Mutter gestanden; da war es fast ähnlich gewesen wie heute. Vanger Abschied und dazwischen wie Sonnenblitze das künftige lockende Leben.

„Was thust du denn nun, wenn wir gehen, und wenn auch dein Bruder fort ist?“ fragte er seine stille Gefährtin.

Da war kein Haltens mehr, da stürzten die Thränen aus den armen Augen.

„Ach ich —“ sagte sie leise.

So sah und verstand er ihre große Armut, so offenbarte sich ihm ihre Armut für einen Augenblick, und er schloß das Mädchen in seine Arme und küßte sie und empfand die ganze süße Bedeutung, die seine Gefährtin für ihn hatte.

Ja, die hatte sie für ihn, denn sie war seine

erste Liebe, seine Jugendliebe, an die er als alter, vornehmer Herr noch wehmütig lächelnd sich erinnern wollte.

Das Mädchen aber schlang voll banger, verzweifelter Leidenschaft die Arme um ihn und flüsterte heiß: „Bleib, was wird aus mir!“

Das that seiner jungen Kraft wohl, dies Geliebtsein, dies An=ihm=hängen, dies Hinsterben ohne ihn. Und er zog sie empor zu sich heran, und sie hingen aneinander in heißen Küssen, als wollten sie eins werden.

Ihm war so wohl, so weh; aber keinen Augenblick verlor er den Sinn der Stunde.

Es war ein Abschiedschmerz fürs Leben. — Du hier — ich dort!

Beileibe nichts, was Bindekraft haben könnte, nichts Hinderndes, nichts Lastendes.

Da hörten sie Schritte.

Seine jüngere Schwester und der Pfarrerssohn kommen ihnen auf dicht verwachsenen Wegen entgegen.

„Anne Marie!“ sagte die junge Komtesse zärtlich, „Anne Marie!“

Was lag in diesem Aussprechen des Namens. Hatte sie verstanden oder gesehen?

Mochte sie gesehen haben! Mochte sie verstanden haben!



Sie war eine zarte, süße, kleine Weltbame trotz der Abgeschiedenheit, in der sie bisher gelebt. Alle Weltbamen ihres uralten Geschlechts hatten sie mit ihrem Vermächtnis bedacht.

Alles war ihr nur so zugeflogen. Auch ihre Gefühle, sie kamen und gingen wie Launen.

Aber auch sie war bewegt, auch sie war den Pfarrerkindern eine gute Gefährtin gewesen, eine reizvolle, schnellblütige; — auch sie hatte, wie soeben ihr Bruder die Pfarrerstochter — den Pfarrerssohn geküßt und mit süßem Bewußtsein ihrer ersten vergänglichen Liebe, dieser reizenden Tollheit, die ihr nun in allerlei Gestalt lebendig werden sollte.

Ach, und was war er für ein guter, lieber Junge, dieser „erste!“ — und wie liebte er sie! Ganz unsinnig!

Reizend zum Berrücktwerden, eine Gottheit zu sein, die ein Mensch anbetet, der ein Mensch sich hinopfern möchte, die ein Mensch wirklich und wahrhaftig anbetet, der ein Mensch sagt, daß sie das Höchste sei, zum Totlachen schön!

Und sie hörte es im voraus draußen in der Welt in süßer Anbetung von vielen, vielen Lippen nachbeten, was der eine, erste hier gestammelt hatte, und ihre kleine Gottesseele war hungrig nach Gebet und Opfer.

\*

Am anderen Abend zur selben Stunde gingen die beiden Pfarrerskinder Hand in Hand die dicht verwachsenen Wege auf und nieder. Beide stumm. Sie waren beide vereinsamt, und beide waren hilflos in ihrer Vereinsamung — und scheu. Keins sah dem anderen in die Augen. Sie trugen jedes für sich ihr großes, wehes Geheimnis.

Drinnen im Haus schrieb der Vater an seiner Predigt, und die Mutter buk zu Pfingsten Festkuchen.

Niemand dachte an die beiden großen, hilflosen Kinder im dunklen Garten, in dem die Laubmassen leise rauschten, die Juniopferdüfte aufstiegen und der schwüle Kornblütengeruch durch den festen Laubwall strömte.

Der Pfarrer und sein Weib wußten nicht, daß aus ihren kleinen, sorglosen Kindern Menschen geworden waren mit Glückshunger und Menschenweh.

Es wurde gedankenlos Predigt geschrieben und Kuchen gebacken. Derweilen sanken die beiden endlich eng verschlungen auf eine alte Gartenbank, an der sie als Kinder gespielt — und hingen aneinander wie zwei Verzweifelte, die in einem tiefen See sich eins am anderen retten wollen.

Es war ein so großer, bitterer, junger Schmerz, der schwerste Schmerz der Jugend, der noch keine Scharte, keine Stumpfheit an seiner Schneide hat.

Es war der Schmerz „derer ohne Ahnen“, die ihr Wesen nicht von Generation zu Generation in vornehmen Formen aufgelöst haben, es war der echte, alte Volksschmerz, der schon den Vorfahren die schutzlosen Herzen gemartert hatte.

Aber sie wurden in dieser Stunde eins miteinander, weil sie sich in ihrer großen Einfachheit durchschauten.

Treuer Bruder — treue Schwester fürs Leben, und sie besiegelten den Bund mit einem Kuß, der so mild und sanft war gegen die Feuerküsse, die ihnen das Blut in Brand gesetzt hatten.

„Anne Marie,“ sagte er. — „Was wirst du thun, wenn ich nun auch fort bin?“

„Ach, ich!“ antwortete sie und schritt dabei wie über sich selbst hinweg.

Sie sagte es unter Thränen und wußte nichts anderes.

Und so sah und verstand auch er ihre Armut, und er zog die Schwester an sich, als wollte er sie schützen, als wollte er ihr etwas geben.

Aber da war nichts, was er ihr geben konnte. Er wußte nichts.

\*

Und die Zeit kam bald, wo er sie verlassen mußte, seine Schmerzengesährtin.

Er ging hinaus ins Leben, das hinter dem Roggenmeer lag.

Sie aber, Anne Marie, wurde von keiner Stimme gerufen. Sie blieb ganz allein, sie hatte keinen Grund, ins Leben zu gehen. Sie blieb da, wo die Zeit still steht.

Und noch immer wußten die Pfarrersleute nicht, daß die Zeit aus ihrem kleinen Kinde ein lebenshungriges, sehnsüchtiges, armes Weib gemacht hatte.

Sie freuten sich ihres guten Mädchens, freuten sich, wie es so wohlbewahrt im stillen Garten und im stillen Haus lebte, und glaubten, daß alles Leid der Welt ihrem Kinde fern lag.

Kein Vater- und kein Mutterauge folgten ihr, wenn sie an dem Laubwall stand und hinaus über das Halmenmeer schaute, oder wenn sie durch den verschneiten Garten stapfte, um in die weiße Leere um sie her zu starren.

Da war es ihr, als söge die große Leere um sie her ihr das lebendige Herz aus, als söge die große Leere und Einsamkeit ihr auch gierig die Seele aus.

Wie vor einem Riesenungeheuer fürchtete sie sich vor dieser toten Einsamkeit, die sich von ihrem jungen Leben nährte, verbarg sich vor ihr und gab sich ihr wieder hin in Sinnlosigkeit.

Den, der eilig ihrer zu gedenken vergessen, liebte

sie mit der ganzen Glut ihres Wesens, das umsonst in Lebensfeuer brannte.

Ihre heilige Pflicht, ihr Gelübde wurde es, Treue und Angedenken zu halten.

Daran hielt sie sich, klammerte sie sich: Treue und Angedenken! Das wurde ihr ganzer Lebensinhalt.

Mitten unter Rosen und Güte und Liebe wurde sie zur Märtyrerin.

Niemand aber verstand die große Marter.

Die vierfarbigen Stunden aber kamen und gingen im Wechsel. Der Bruder kehrte nach langen Jahren heim, ein tüchtiger Mann, kraftstrotzend.

Ein Mensch, den der Vater segnete, zu dem die Mutter, die ihm das Leben gegeben, staunend aufblickte.

Und als er am Abend mit der Schwester wie sonst wohl im Garten auf und nieder ging, sagte er wohlgenut: „Entsinnst du dich der Dummheiten noch — damals, als die beiden Schlingel gingen?“

Da sah sie ihn mit großen, irren Augen an und schwieg.

Er aber fing ihren leeren, toten Blick auf und suchte ihn sich zu deuten.

Und als hätte er ein armseliges, kaltes Sumpftier berührt, eine im Sumpf eingeschlossene Kröte, so

war es ihm, als seine Finger der Schwester kraftlose Hände faßten. „Ist das möglich? So etwas!“ murmelte er.

„Was denn?“ fragte sie, wie eine arme Seele.  
„Was sagst du?“

„Nichts, Anne Marie. Möge ein jeder mit dem Leben fertig werden, wie er kann und mag.“

„Da ist nichts zu machen,“ dachte er bei sich, und ein Geklächel faßte ihn. „Sie ist ein Weib. Gott erbarme sich ihrer.“

Er mußte wohlgefällig lächeln, wenn er sein Leben mit dem ihren verglich. Aber weil er ihr Bruder war und einst ihr Kamerad, that sie ihm leid.

„Sie sind alle so!“ dachte er bei sich — „so — oder anders —, aber immer dasselbe! Liebe, die ein kräftiger Trunk sein soll, ist ihnen Nahrung, die sie verzehrt. Immer das eine — immer trinken. Nichts anderes hat Platz in ihrem Kopf — bis der eine Gedanke alles verschluckt hat — dann der leere Blödsinn.“

Zornig war er und schlug mit einem Stecken im Vorübergehen auf die dichten Büsche.

„Das ist etwas, worüber man mit ihr nicht reden kann,“ dachte er. „Mag sie's haben!“

„Weshalb sagst du nicht, was du sagen wolltest?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Sie wollte reden. Sie wollte sich an ihn hängen und sagen: ‚Du bist mein Bruder, hilf mir.‘

Aber sie fand kein Wort. Eine drückende Scham, eine unberufte Schmach machte es ihr nicht möglich.

Sie blieb stumm.

Und als er wieder gegangen war, da küßte sie Gras und Kraut in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit, da sang sie so wild lebenshungrig in die Öde hinaus, von keinem Menschenohr gehört. —

Die beiden Pfarrersleute lebten wohlgenut und seelenruhig. Es ging ihnen gut. Das Alter ließ sich freundlich an. Sie waren beide rund und rotbäckig und in ihrem Gott vergnügt. Das Essen schmeckte ihnen.

Allabendlich bekam der Pfarrer seine Pfeife vom lieben Kind gestopft, und es wurde ihm vorgelesen: von jungen, herben Lippen, behagliche Dinge, die ihm paßten.

Das gutartige, freundliche Alter, das alles vergessen hat, machte sich im stillen Hause breit und erstickte und überwucherte mit seinem fetten Kraut einen kräftigen Lebenstrieb, der zur Sonne wollte.

Du einsamer Vogel, der du im Käfig gefangen sitzt unter dem Menschenvolk und mit deiner Stimme Menschenvolk erfreust, bist nicht einsamer, als einsame Jugend zwischen Alter.

„Heiraten sollte unser Kindchen,“ sagte die Pfarrerin zum öftern — „ja — ja.“

„Laß sie, Weib, kommt Zeit, kommt Rat; so gut wie daheim bekommt sie's nirgends wieder,“ meinte der Pfarrer.

So verstrich eine weiße Stunde um die andere — und die Alten merkten nichts.

Die Einsamkeit und die Öde sogten das junge Leben in sich ein, ohne davon Gewinn zu haben.

Das junge Weib aber konnte all dem nuglosen Zehren und Saugen nicht widerstehen, sie wurde welk und matt.

Ihr heißes Jugendfeuer war wie ein von keinem Gott empfangenes Opfer, das ungesehen im dichtverwachsenen Garten verbrennt und auch keinen lieben Menschen gewärmt hatte.

Ihre kluge Seele war erwacht, ohne jemand erfreut zu haben, ihre süße Stimme hatte niemanden getröstet und beglückt, ihr Verstand war eingeschlafen, ohne wach geworden zu sein.

Und einst kam der Bruder wieder mit seinem Weib und mit Kindern, und das alte Pfarrhaus zitterte durch junges Lachen und zärtliche Töne und tollen Jubel.

Und bei Tisch waren die Alten ganz außer dem Häuschen über all das junge Volk, das von ihnen



ausgegangen war. Stolz wurden sie, und wichtig kamen sie sich vor, und über die Maßen zufrieden waren sie.

Der Pfarrherr hielt eine vor Rührung überlaufende kleine Familienrede und lobte sein Leben und den alten Gott und sein Weib und den starken, tüchtigen Sohn und dessen Weib und segnete die Enkel, und zu allerlezt pries er es als eine Gnade Gottes und besondere Fürsorge, daß er die Tochter dem stillen Haus erhalten, die Pflegerin der Alten.

„Hoch lebe unser altes Jüngferchen, die Anne Marie!“

„Gott segne die ersten Fältchen im lieben Angesicht unseres Kindes!“ sagte die Pfarrerin. „Ja — ja, mein Herzl,“ nickte sie weltfremd schelmisch.

Ein komisches Zucken ging über ein armes Gesicht.

„Verschluckt?“ fragte der Pfarrer besorgt.

Und Anne Marie stand auf und stürzte zur Thüre und stürzte hinaus in den dicht verwachsenen Garten, der sie ihr Lebtag vor der Welt verborgen hatte.

Das weite, öde Halmenfeld brandete sanft am mächtigen Laubwall an, der wie aus Bronze gegossen starrete.

Und ins hohe Gras warf sie sich auf ihr Angesicht und weinte nicht und klagte nicht. Sie küßte

längst nicht mehr Baum und Kraut in ihrer Verlassenheit. Sie legte sich hin wie eine Tote, die nach nichts mehr faßt, die sich an nichts mehr hält, die mit Mutter Erde nichts mehr gemein hat.

---

# Jugend

In dunkler Sommernacht fuhr die alte, gelbe Postkutsche auf der Erfurter Chaussee ihrem Ziele, dem Städtchen Weimar zu.

Eine laubduftende, schwere, warme Nacht, der Mond schon untergegangen, die knorrigen Obstbäume am Straßenrand wie dunkle, kaum angedeutete Silhouetten, die weitausgedehnten Kornfelder strömen des vergangenen Tages Wärme und Wohlgerüche aus.

In der Postkutsche sind beide schmale Fenster niedergelassen, und ein einziger Passagier, ein junger Mann, atmet den Ledergeruch des alten Rumpelkastens, diesen Reisegeruch jener Tage, der sich zu solcher Stunde mit der weichen, geheimnisvollen, nach Korn duftenden Finsternis mischt.

Aus dem Chausseeeinnehmerhaus blinkt ein trübes Öllämpchen wie ein schläfriges Auge. Der einzig helle Punkt weit und breit. Der Postillon klatscht mit der Peitsche — klatscht wieder und wieder, spuckt aus.

„Die Luder schlafen, — wie gewöhnlich.“ Er

hat sich vom Hock geschwungen und macht sich am Halfter der Pferde zu schaffen.

So ein feuchter, dumpfer, zärtlicher Klatsch durch die Dunkelheit. Er hat dem Handpferd das weiche Maul geklopft. Die zarten, mächtigen Lippen schlappen feucht gegen die Trense. Durch das ganze Tier geht ein freudiger Ruck der Genugthuung.

Darauf eine Erschütterung der alten Kutsche. Der Postillon ist wieder aufgesprungen, flucht noch einmal über die verschlafenen Luder — und fort geht's, hart und rasselnd; und ein junger Schwärmer wird so der alten, wunderlichen Stadt zugeführt.

Der Postillon denkt bei sich: „Gewiß och wieder eener von denen, die nich alle werden. Du meine Gite! Was hat denn der dervon, wenn er och en bar Mal an Herrn von Gethes Haus vorbeimarschieren dhut, oder auch wenn's Glicke gut ist un wenn'r 'rein kimmt! Jesses ne!

„Wenn ich Herr von Gethe wär, ich dächte mir: Blost mir in Armel! Hab ich 'n mehr als zwee Beene, daß 'r so ahngenärtscht kommt?

„Nä, mir werd's ibel, wenn ich denke, mich wulltens alle zu sehen krieche, die Narrn. Der drinn thät och besser, sei Gerschtel fir's Studium ahnzuwenden statt von Gettungen rein zu machen, oder woher er kimmt. Na, wenn's en freit, mir gann's Wurscht sein.“

Damit gab er seinen beiden Braunen ein Aufmunterungswichslein und vorüber rasselte es am Galgenberg, der dazumal sein Warnungszeichen noch trug.

Drin in der düstern Kutsche schlug ein frisches, Kühnes Herz, ein Herz voller Schwärmerei, wie jetzt keine mehr schlagen. Jetzt brennen die jungen Herzen, die wirklich brennen, Anthracitkohle, ein konzentriertes, bestausgenühtes Brennen, in spitzer, scharfer, blauer Flamme.

Damals aber braunten die jungen Herzen Holzfeuerung, da knisterten Kienäste, da prasselte viel unnütz feuchter Saft in Feuergarben, und dunkler, schwermütiger Rauch schwelte.

Es war ein lustiges, träumerisches, verschwenderisches Brennen.

Ja, ein kleiner Überrest von solchen flammenden Holzstößen hat sich in unserer Zeit noch in Backfischherzen hinübergerettet.

Da knistern noch hin und wieder rührende Flämmchen für irgend ein Idol.

Aber was ist das armselige Knistern gegen die Feuersbrunst in jener Postkalesche.

Vorgebeugt, die Hand in die Haare vergraben, saß jetzt der junge Mensch.

Seine Nasenflügel weiteten sich, es war, als witterte er Goethe, je näher er Weimar kam.

Er wallfahrte wie zu einem Gott.

Und wenn er sich hätte durchbetteln müssen, einmal in seinem Leben mußte er in Goethes Nähe sein. Da er verstand, den Augenblick zu nützen, hatte das erste Geld, das als rundes, freies Sümmlen seine Hand berührte, ihn reisefertig gemacht.

Und nun war er da!

Vor dem Erfurter Thor, am Chausseehäuschen, wurden seine Papiere beim Schein einer Laterne, in der zwei jungfräuliche Talgkerzen brannten, begutachtet. Seinen Namen trug er in ein Fremdenbuch ein und wurde dann unbeanstandet mit samt der alten Kumpelpost eingelassen.

Der Postillon blies liebevoll und falsch: „Muß i denn — muß i denn zum Städtli hinaus — Städtli hinaus.“ Was geht das einen alten Postillon an, ob er hinaus oder hineinfährt.

Völlig „Wurscht“ ist ihm das.

Er fuhr seinen jungen Passagier bis vor den russischen Hof, weil der doch einmal am Wege zur Post lag.

Und somit stand der Schwärmer alsobald auf heiligem Boden.

„Da missen Se schellen, wenn Se n'ein wollen! — aber dichtig — hören Se, die hören och nich!“ rief der Postillon. „Und auf Ihren Ruffert geben

Se Dwachtchen! Seit mir gar so viel bedeiende Leite ins Nest kriechen, wäre mir Weltstadt.“

Damit rumpelte er weiter und nahm sein Stücklein wieder auf, denn er mußte blasend in den Posthof einfahren.

Der junge Mann aber stand in schweigender Nacht mitten in Goethes Stadt.

Ihm war zu Mute, als wäre er in einen geheimnisvollen Tempel geraten, in dem ein Gott leibhaftig seinen Wohnsitz genommen hatte.

Endlich läutete er, und ein verschlafener Hausbursche nahm sich seiner verschlafen und „sachtchen“ an.

Es war ein echter und rechter Hausbursche mit Zipfelmütze und Laterne, kräftigen Stallgeruch um sich verbreitend.

„Da sin Se mit der letzten Post rein? — Ja — is'n schone nach zwelfe?“ fragte er bedächtig. „Da wollen Se wohl ä Zimmerchen?“

Und er bekam ein Zimmerchen, ein Riesenzimmer, in dem drei weißüberzogene Betten wie Nippfachen verschwanden.

„Se brauchen doch nischt weiter,“ fragte der Hausknecht — und zwar ohne Fragezeichen; zündete eine Talgkerze, die in einem Messingleuchter stand, bedächtig an seiner Laterne an. Die Lichtpußschere fiel dabei polternd zur Erde.



„Daß dich der Teiwel!“ gähnte er und suchte schlaftrunken ihrer wieder habhaft zu werden.

„Da sin Se wohl zum Feste rein?“

„Zu welchem Feste?“

„In Diefurth unten.“

„Nein.“ Da wußte der Fremde nichts davon.

„Was ist da los? Kann man dahin?“

„Fremde von Distinktion schon.“

„Wiefo?“

„Was jekt so hier durchkommt un sich hier aufhält, wenn's nicht Handlungsreisende sin, sind's allemal welche von Distinktion. Was soll denn eens hier duhn?“

Dieser Rede dunkler Sinn wurde dem Fremden nicht sofort klar, wie er es wohl auch dem Hausknecht nicht war, denn was der sich unter „Fremde von Distinktion“ dachte, Gott weiß es. Seiner Erfahrung nach vielleicht Genies, und was von durchreisenden Genies zu halten war, das wußte er eben seiner Erfahrung nach: Unbezahlte Rechnungen, keine Trinkgelder, Scherereien aller Art, zweifelhafte Leibröcke, nicht salonfähiges Schuhwerk.

Ja, man erzählte sich im Russischen Hof, daß ‚Geheimderat‘ Bertuch jährlich eine gewisse Summe, vom Hof aus, zu verausgaben habe, einzig dazu bestimmt, die Toilettendefekte der durchreisenden Genies

zu cachieren. Da gab's Geschichten, es brauchte nur einer im Russischen Hof und im Elephanten nachzufragen.

Prüfend schaute der Hausknecht, bei der jetzt glänzenden Beleuchtung der Laterne und der Talgkerze, noch einmal auf die Toilettenverhältnisse des Fremden und kam zu der Überzeugung, daß dieser kein Genie sei.

„Befehlen der Herr noch was zum Nachtessen?“ geruhte er aus diesem Grunde zu fragen.

Der Fremde bestellte sich eine Flasche Wein, was auf den Hausknecht wieder einen günstigen Eindruck machte.

Ein Genie hätte sich einen Grog bestellt.

„Sag er mal, mein Lieber,“ fragte der junge Mann und hielt die schlürfende Bedienung im Hinausgehen auf, „wie ist das mit dem Feste?“

„Na, da kommen Se schon hin, wenn Se wollen — i worum nich? Da geht morgen alles was Weine hat und nur irgend was is.“

„Und Herr von Goethe?“

„Der allemal. Wo wäre der nich derbei? Aufsihren dhun se ä Sticke von ihm. Was wees ichn was immer lus is. Fragen Se nur beim Wirt, der verschafft Ihnen ä Bullet so sicher wie's Amen in der Kirche. Gegen Zugereifte sin mer in Weimer immer artig.“

Der junge Fremde, als der Hausknecht ihm den Wein gebracht und Gut Nacht gewünscht hatte, öffnete weit ein Fenster, goß sein Glas bis an den Rand voll und trank es dem zu, dessen Nähe er hier spürte.

Dann schaute er angestrengt in die Dunkelheit hinaus. Alte Linden, die einen Weg oder einen Wassergraben beschatteten, ein kurzer, breiter Turm, allerlei Unbestimmtes, das aufdämmerte, trügerische Formen und tiefe Stille.

Ein Uhr schlug es jetzt mit traulichem Schlag. Der Nachtwächter machte die Runde und sang sein Lied.

Ob derselbe auch vor Goethes Haus singt?

Der junge Fremde hörte andächtig zu.

Rührung, als wäre er in seiner eigenen Heimat nach langem Umherirren angelangt, überkam ihn. Es wurde ihm so sonderbar zu Mute als er dachte, daß der große Mann keine Ahnung hatte, was für ein treuer Freund ihm hier angekommen war, und daß er wohl nie etwas davon erfahren würde.

Das schmerzvoll einsame Gefühl einer unglücklichen Liebe stieg in ihm auf.

Er war gekommen, einen Gott anzubeten, einen Begriff — und fühlte hier die Nähe des Menschen auf sich wirken, des Menschen, von dem er ein Echo für seine Begeisterung wollte.

Mit einem Mal kam er sich so unnütz in dem dunkeln, alten Städtchen vor; seine Reise erschien ihm lächerlich, was ihm zwingend gewesen war, zerfiel zu nichts. Ja, er mußte ihn sehen und sprechen — das war's! — das mußte sein! Und aufgereggt ging er im Zimmer auf und ab.

Doch höchst eigentümlich, daß er gerade zu diesem Feste kommen mußte!

Seine Phantasie machte die tollsten Sprünge — und er ging schlafen als Goethes ganz unentbehrlicher Freund, als der, den der große Mann längst gesucht und endlich gefunden. Er that dem Verehrten die wichtigsten Dienste, siedelte ganz nach Weimar über und war der glücklichste Mensch.

\*

Ein wunderbar sonniger Sommertag brach an. Der Student war mit dem Frühsten munter und es währte nicht lange, da durchwanderte er die engen, winkligen Sträßchen Weimars.

An dem großen, gußeisernen Brunnen stand er und starrte auf die lange Reihe schlichter Fenster, hinter denen der Große lebte.

Zufällig erfuhr er, daß Herr von Goethe sein Gartenhaus unten am Stern schon bezogen habe. Er ging sofort dahin und sah sich die Augen halb aus.

Sonnenfrieden über den hohen Baummipfeln,  
dem weißen Häuschen mit seiner hohen, grauen  
Schindelmütze, weite Wiesen, Vogelgezwitscher.

Die Wiesenblumen stehn in voller Pracht.

Es ist nichts Lieblicheres zu denken, als dieser  
grüne, weiche Friede. Nirgends ein Haus. Kein Ge-  
räusch — keine Menschenseele.

Hier verbringt also dieser Glückliche seine Som-  
mertage! Eine Einsamkeit, die er in wenigen Augen-  
blicken mit der reizvollsten Geselligkeit vertauschen  
kann.

Ihn lieben die Götter! Das steht fest und  
zwar alle ganz einmütig.

Und so weise diese stillen Erdenwinkel zu finden  
— zu halten und zu genießen!

Von hier aus strahlte also das Begeisterte über  
ganz Deutschland, von hier ging es aus, das frische,  
starke Leben, das sich in tausende steifer und schlafens-  
der Alltagsherzen ergoß und sie lebendig schlugen  
ließ.

Ja, wahrhaftig, so ein Student vergiebt sich  
nichts, wenn er hier auf- und niederreunt in mächtiger  
Begeisterung.

\*

Als er wieder in seinen Russischen Hof sonne-  
durchwärmt zurückkehrte, hatte der Wirt ihm be-

reits ein Billet vom Hofamt zur Aufführung in Tief-  
furth holen lassen.

Mit welcher Weihe, Vorsicht und Eleganz  
kleidete er sich am Nachmittag an, wie ein Bräu-  
tigam.

Und stattlich und schön sah er aus, das mußte  
er selbst zugestehen.

Er war mit sich zufrieden, — ein Fremder von  
Distinktion.

So machte er sich gegen Abend auf, nach Tief-  
furth zu wandern. Der Wirt wollte ihn bereden,  
ein Fuhrwerk zu nehmen, der Gast aber wollte  
gehen, den heiligen Boden berühren und auf Schritt  
und Tritt hoffen, daß ihm etwas Intimes, Ent-  
scheidendes begegne.

„Fehlen können Sie nicht; wo alles hinrennt,  
laufen Sie mit,“ sagte der Wirt, als er seinen Gast  
bis vor die Hausthür begleitete.

„Sehen Sie dort, mein Herr, dort die gepuzten  
Frauzimmer, denen gehen Sie nur getrost nach,  
dann sind Sie sicher nicht irregegangen.“

Ein ganzer Schwarm junges Volk! Das lachte  
und schwagte, flatterte in hellsten, lustigsten Farben  
wie ein wandelndes Blumenbeet, Eifer, Lebenslust,  
Ausgelassenheit.

Ah, denen war's wohl!

Solche lustigen Vögel wohnten auch in dem engen, grauen Nest.

An solches Nebenvolk hatte unser guter Junge noch gar nicht gedacht.

Für ihn thronte hier Goethe, der Gottmensch, daß sich irgend etwas anderes hier noch breit machen konnte! —

Und wie es sich breit machte, nahm die ganze Straße ein, eine an die andere gedrängt, eine ganze Kette lustig flatternder Fähnchen, blumengeschmückter Häupter und nickender Hüte — und Lachen und Richern ohne Ende.

Das waren im Grund ganz annehmbare Führer.

Er beeilte sich, sie nicht aus dem Auge zu verlieren.

Welch schöne, schattige Allee, in die sie jetzt einbogen.

O, sie mußten ihren Weg.

Hinter ihnen, vor ihnen wanderte buntes Volk; aber zwischen ihnen und dem Studenten war ein freier Raum.

Er hielt sich tapfer ihnen nah, wenn auch in gemessener Entfernung.

Da war eine unter den jungen Frauenzimmern, die lachte, wie er noch nie lachen gehört hatte.

Das war ein Lachen!

Und wenn sie damit anhub, flog ein ganzer Chor von Lachstimmen mit der ihren auf, wie ein Schwarm weißer, sonnebeschienener Tauben.

So lustig waren sie hier in diesem Nest, da mußte eine gute, leichte Luft sein.

Hier mußte sich's leben lassen.

Es war nicht nur das Lachen, das ihm das fremde, kleiderumflatterte Ding merkwürdig machte, nein sie war eben ganz Lachen — da war kein Blutstropfen, der nicht mit lacherte.

Bald hing sie der einen am Hals, bald der andern. Da hatte sie etwas zu tuscheln, da gab sie einen Schubs als Antwort.

Jetzt nahm sie den Hut ab, da flogen die lebendigsten, blonden Locken im Sommerwind, — so volle, runde, leichte Locken.

Sie war gegen die anderen Frauenzimmer wie nicht bekleidet. Ihre Körperformen drangen mutwillig durch alle Falten hindurch, ließen sich gar nicht verbergen. Es war so etwas Lustiges, Bewegliches in ihnen.

Sie war es auch, die den Fremden zuerst bemerkte.

Er verstand wie sie sagte: „Da steigt uns einer nach!“ und darauf das köstliche Lachen, als wollte sie sich in Lachen auflösen.



• Sie schien eine lose Bemerkung geflüstert zu haben. Den ganzen Schwarm brachte sie in Aufregung. Und nicht lange währte es, da schaute sie sich um und wieder um.

Die Mädchen verlangsamten ihr Tempo, als sollte er an ihnen vorübergehen. Und er ging auf diesen Vorschlag ein, benutzte aber sein Recht als Fremder, zog den Hut und fragte die gepuzten Frauenzimmer nach dem Tieffurther Weg.

Das bewegliche Mädchen erwiderte ihm: „Da sind Sie ja ganz recht. O, — als ob Sie den Weg nicht wüßten. Wir haben Sie längst gesehen, mein Herr.“

Er versicherte aber, daß er völlig fremd hier sei.

„Ihr müßt's wissen,“ wandte sie sich an ihre Begleiterinnen, „ob der Herr hierher gehört oder nicht. Ich bin selbst fremd hier.“

„Nein, sie hatten ihn noch nie gesehen,“ kam es schüchtern bestätigend von manchen Lippen.

„Na also, wenn's so ist, wie Sie sagen, da gehen Sie nur wo wir gehen. Wir kommen schon an.“

So war er also mitgenommen.

Unterwegs hielt er sich zu dem schönen Geschöpf. Die andern waren mehr oder weniger von jetzt an wie auf den Mund geschlagen, sehr ehrbar und steif.

Ein adrett gekleidetes Demoisellchen sagte: „Ich

bin nur begierig, wo wir auf Frau Rätin Tiburtius und die andern ältern Damen treffen.“

Die junge Schönheit, die das gehört hatte, wendete sich zu dem Studenten. „Nicht wahr, Sie fressen uns nicht, auch wenn wir ohne alte Schachteln sind?“

„Aber Lorchen!“

„Jawohl, ihr kommt nie aus dem Stecktissen raus. Sind wir nit Manns genug? Alte Weiber kann i nit leiden, wenss einen immer auf der Nasen sitzen.“

Der Student stellte sich auf das Wohlerzogenste vor.

„Hoffentlich tanzen Sie?“ fragte das schöne, lebhaftes Mädchen.

„Zur Not, Demoiselle.“

„Ach was, wenn man tanzt, tanzt man nit zur Not!“

Sie war Fränkin, das verriet sich gleich.

„Aus Koburg?“ fragte er.

„Ja, nit wahr? Und wie alt sinds? Sinds verhehelicht oder ledig? — Wie auf dem Paßbureau? Ich weiß nit, daß die Leut hier gar so schwerblütig sind.“

„Lorchen!“ sagte wieder eine Kameradin flüsternd ermahmend.

„Ja, steifkleinen sind hier die Leut! Wissens gestern ist mir der Herr von Goeth nachgestiegen — der Oberbonz — der merkte auch, da läuft was nicht Weimarsches.“

„Goethe! — Nein!“ rief der Student außer sich.

„Na, als ob nit? Freilich und wie! Gestiegen ist er wie noch mal 'n Kavalier. Zu kurze Beine hat er gehabt, — das hatt' ich gleich weg!“

Im Eifer des Gesprächs hatte sich Lorch in die Arme des Studenten eingehengt und hatte es so kindlich, reizend und lebhaft gethan, als müßte es so sein. Eine ihrer Kameradinnen sagte zur anderen: „Kokette Triene, die!“

Die Erwähnung der kurzen Beine gab dem Studenten einen Stich ins Herz. So einem Frauenzimmer ist nichts heilig.

„Aber Demoiselle,“ sagte er verweisend.

„Der, wenn nit zu kurze Beine hat und nit zu eingebildet ist, will ich Maß heißen. Kurzbeiniges Mannsvolk ist mir nu ma zuwider. Und wenn ein schreiben kann wie zwanzig Schulmeister zusammengenommen.“

„Na, und wenn ich denke, wie der abgescleckt werden würd, wenn alles schlecken dürft, was wollt! Nein, der könnt schon um ein Bussel vor mir auf der Erde rutschen — nit um die Welt! So'n Aff!“

Der Student hatte einen solchen Ärger über die dumme Gans, daß er sie am liebsten abgeschüttelt hätte; — aber wie er so auf sie niedersah, stieg es ihm glutheiß zu Herzen. Da wogte und vibrierte alles in und um das herrliche Persönchen. Das Leben jagte sich nur so in ihr. Die Augen hatten einen Glanz, als wären sie an ganz andere Sonne gewöhnt. Ihre Schritte tanzten, der feuchte Mund glänzte und lächelte, und die junge Brust hob und senkte sich so lustig, so in süßer Harmonie. Um dies ganze Geschöpf war ein fremdes, sonniges, warmes Klima für sich, das sie von allen andern absonderte. Sie mochte thun, was sie wollte, sie that es wie in einer eignen Atmosphäre.

Nein, so etwas war dem braven Studenten aus gutem Haus wahrlich noch nicht über den Weg gelaufen.

Unwillkürlich hielt er den warmen, lebendurchströmten Arm fester an sich gepreßt.

„Drückens nit so!“ sagte sie schelmisch.

Die meisten der jungen Frauenzimmer schauten schon mißbilligend auf sie.

Das mochte heute abend gut werden. Die würde alles an sich reißen.

„Unverschämte Person.“

Die aber kümmerte sich um keine Billigung und

keine Mißbilligung, plauderte mit ihrem Studenten und war drolliger Einfälle voll.

Nicht lange währte es, da hatte sie weg, daß er ein Goetheschwärmer war!

Das amüsierte sie köstlich.

„Nein, ein Mannsbild fürs andre! Daß i nit lach! Sie verrückter Tropf!“

Und sie lachte und guckte ihm so schelmisch von unten herauf mitten in die Augen, als wollte sie sagen: ‚Da könntest du wohl was Besseres thun.‘

\*

Als sie in Tieffurth angelangt waren, strömte es von erwartungsvollen Menschen das Flußufer entlang.

Es dunkelte schon. Und bei völliger Dunkelheit sollte die Aufführung beginnen.

Man sprach von einem wirklichen Kahn auf der Alm und von einer kleinen Freitreppe, die zum Wasser hinunterführt.

Heutigen Tags sind diese paar Stufen noch zu sehen. Von einem chinesischen Tempel mit kleinen Glöckchen, der Tempel mit Wachstuch überzogen, von da aus sollten die Herrschaften das Schauspiel betrachten.

Der Tieffurther Park mit seinen hohen, herr-

lichen Bäumen, der plaudernden Elm, den weiten Wiesen, den bunten, heitern Menschen machte auf unsern Studenten einen entzückenden Eindruck.

Vom Schlosse her sanfte Musik.

Und so in Goethes Nähe mit dem schönen Mädchen am Arm! Mit dem Mädchen, das sich gestern in Goethes Augen wiedergespiegelt hatte, das, wenn sie wirklich wahr gesprochen hatte, von Goethe bemerkt war, das ihn entzückt hatte.

Ja, eigentlich weshalb denn nicht, war sie denn nicht entzückend?

Und sie hatte ihn — Goethen vorgezogen? Toller, unsinniger Gedanke!

Und dieser Gedanke packt ihn, benebelt ihn. Welch ein sonderbares Schicksal!

Er ging mit seiner heitern Schönen die Elm entlang, aus dem Bereich der Masse. Und ging, ohne zu denken, daß er ging. Er fühlte sie; — ihr wunderbares, lebendiges Klima erwärmte, verschönte, belebte auch ihn.

Das einzige, was er empfand, war — sie bald — bald zu küssen! Er wollte sie nur ganz von lästigen Spähern abtrennen, und so gingen sie und gingen ins Unbewußte hinein.

Sie an ihn fest angedrängt.

Ja, er durfte wagen, sie zu küssen! — und er

küßte sie so ganz einfach, ohne ein Wort zu sagen, als kennten sie sich schon lange.

Sie trank seine Küsse — ja, sie trank sie durstig.

„Ich weiß nit,“ sagte sie, „du bist so ganz mein Gusto — so ganz was ich will; gleich gefielst du mir.“

„Und morgen reis' ich, du gehörst Gott weiß wohin — — und ich, Gott weiß wohin. Frag nit nach mir. Küß mich halt. Ich möchte so gern grundselig heut sein!“

Ja — und er küßte sie. Die weichen, lebendigen Locken schlangen sich ihm um die Hände.

Der Mond schien, die Alm rauschte. Sie waren weit, weit vom Festplatz entfernt. Zarter Gesang, eine wundervoll singende Frauenstimme, gedämpfte Musik, fernes Aufleuchten und Flimmern.

„Jetzt spielen sie,“ sagte sie lustig und dennoch wie hinsterbend vor Wonne.

Die Alm glitzerte ihnen zu Füßen.

„Die, mit ihrem dummen Rahn,“ begann das schöne, liebestrunkene Geschöpf wieder — „solche Kindereien — Nicht, du? und einen Tempel aus Wachstuch! Weißt du, so am Wasser, wie hier, bin ich aufgewachsen; auf unserm Gut. An der Schulstuh, in der wir beim Hauslehrer lernen mußten, floß solch ein Wässerlein vorbei.“

„Die ganzen Sommertage lebten wir darin. Naß

kamen wir durchs Fenster in die Stub, wenn der Lehrer zum zwanzigsten Mal gerufen hatte, ein ganzes Rudel Mädels und Buben.

„Tiefend standen wir um den Tisch.

„Die ganze Stube schwamm.

„Er schlug nach uns. Wir lachten.

„Ach, weißt du, das war schön!“

Sie dehnte sich in seinen Armen bei dieser Erinnerung.

Ja, das hatte ihr gefallen, das war so ganz ihr Gusto gewesen, wie es schien.

„Dann kamen böse Zeiten,“ sagte sie träumerisch.

Mit einem Mal aber war ein ganz übersprudelndes Leben in sie geraten, als wären irgendwie Lebensschleusen geöffnet worden.

Sie hing an seinem Hals mit einer süßen, wallenden Leidenschaft und sagte flüsternd, mit spitzbübischer Freude an einem tollen Streich: „Gehen wir ins Wasser — weißt? — Laß die Dummen dort mit ihrem eingebildeten Zeug! Das wirkliche Leben ist so schön — — so schön! Und hier das bissel Musik, was herüberklingt, ist besser als die ganze Geschichte.“

Sie zog ihn mit sich fort. „Hier,“ flüsterte sie im Laufen, „findet uns keine Menschenseele. Wer käm auf die weite Wiese gegangen? Jetzt glozen sie alle. —“



Und wie im Nu waren die flatternden, leichten Kleider abgestreift, nach alter Gewohnheit, kinderhaft leicht. — Und vor ihm stand im nebelhaften, flimmern- den Mondlicht, unter dichtem Zweiggewirr — ein leuchtender, süßer, lockenumwallter Körper.

Ihm benahm der plötzliche Anblick den Atem.

Das war wie Zauberei geschehen, und so behende wie eine Eidechse huschte sie das Ufer hinab — und jetzt leuchtete es auf in den Wellen — lockend — silbern — und das süße, unwiderstehliche Lachen erklang.

„Komm, dummer Bub, eil dich.“

Ja, und auch er legte seine Kleider ab, wie im Raufsch, wie im Fieber, mit klopfendem Herzen.

Und sie empfing ihn mit einem tollen Sprüh- regen, schlug mit den leuchtenden Armen in die Wellen und warf ihm das Wasser händevoll ins Gesicht. Dabei immer das köstliche, halbunterdrückte Lachen.

Dazwischen die ferne, singende Frauenstimme, dann Chorgesang und Musik.

„Das thun sie für uns!“ lachte sie. „Wenn die das wüßten!“

Sie peitschte ihn mit ihrem Haar, als er sie packte, in die Höhe riß und auf seinen Armen trug.

„Läßt du mich! eklicher Bub!“ rief sie und schlug und biß um sich wie eine wilde Katze.

So tobten und rangen sie miteinander in süßer

Wut — und wieder ausgelassen wie zwei Schulbuben, und trieben es endlos.

„Nun noch einen nassen Kuß,“ flüsterte sie, legte ihr feuchtes Gesicht an das seine und küßte ihn so zierlich wie ein kleines Kind. Dann in ein paar Sätzen war sie beim Ufer hinauf zum Platz geeilt, wo ihre Kleider lagen. Wie ein verkörperter Lichtstrahl im Mondenschein leuchtend, schüttelte sie sich, schüttelte ihre Locken und im Nu war sie in ihren Gewändern; dann stand sie und wartete auf ihn, erbat sich sein Taschentuch, um ihr feuchtes Haar zu trocknen, trocknete und rieb, steckte die lustigen Locken zierlich auf; und stand bald wieder da in ihrem fraulichen Reiz, das festlich getleidete, junge Mädchen.

Für ihn war es beschwerlicher wieder in sein Kleidergehäuse zu kommen. Das dicke Buschwerk machte es ihm nicht leichter. Zu guterlegt wollte die hohe kunstvolle Kravatte nicht sitzen, und er kam nicht so recht vollendet in der Erscheinung zur zierlichen wartenden Nixe zurück.

Sie hing sich in den Arm ihres hingerissenen, betäubten Begleiters ein, nestelte an ihrem Ohrchen und drückte ihm etwas in die Hand.

„Das behalte zu meinem Gedenken.“ Das sprach sie würdig wie der Priester beim Abendmahl,

schlang noch einmal den Arm um ihn und küßte ihn mit hinsterbender Leidenschaft.

„Du hast mir gleich so gut gefallen,“ wiederholte sie noch einmal und sagte das so einfach.

„Wann sehen wir uns wieder, Vorchon?“ fragte er außer sich.

„Nie. — Nein gewiß, nie. Ich reise noch heut in der Früh.“ Da lachte sie über den Reim — und weinte dazwischen und lachte wieder.

„Laß dir ein Ringerl davon machen.“ Sie tippte ihn auf die verschlossene Hand, in der er das Andenken hielt.

\*

Als sie an den Festplatz kamen, waren alle Lichter gelöscht, — das Schauspiel aus, die Herrschaften zur Tafel gegangen.

Er hatte Goethe zu sehen versäumt!

Und wie er sich dessen inne ward, ganz verblüfft stand, war ihm das feuchte Nixlein schon von der Seite gekommen, entwischt wie ein Zauber — unter einer Gruppe von Leuten verschwunden.

Er lief ihr nach, — er suchte sie — suchte sie bis spät in die Nacht, wie ein Unsinniger. Einmal war es ihm, als sähe er sie auf dem Tanzplatz unter der großen Linde im Gutshof, im Arm eines vor-

nehmen Herrn mit dahinrasen, als er aber näher hinzukam, war sie wieder im Gedräng verschwunden.

\*

Abgemattet kam er gegen Morgen in Weimar an, mit wirrem Kopf; trostlos, etwas Röstliches verloren zu haben und Goethe nicht gesehen zu haben.

\*

Und er hatte kein Glück, während seines Aufenthalts in Weimar bekam er ihn auch nicht zu sehen.

Das hatte er verscherzt.

Das Angedenken, das ihm Lorch hinterlassen hatte, war ein rotes, ovales Muschelstück mit einer Gemme darauf, ein Apollokopf mit Sonnenstrahlenkrone, und er ließ noch in Weimar dieses kleine Pfand zum Ringlein umbilden und trug es sein Lebtag.

---

# Muttersehnsucht

„O Gott nein,“ sagte sie, „nie“ — und lachte.  
Er hatte sie gefragt, ob sie hier das ganze Jahr  
über nicht Langeweile spürte.

Er ist der Hausgast und Jugendfreund ihres  
Vaters.

Sommerfrieden liegt über dem weiten Guts-  
garten ausgebreitet. Hochwipflige Bäume und frucht-  
tragende, schwerbeladene, die dem Erdreich mit ihren  
Kronen näher bleiben als die vornehmen Laubbäume;  
weiche Rasenflächen, auf denen durchsichtige, kühle  
Schatten lagern; Beerensträucher mit leuchtenden,  
rotbehangenen Zweigen.

Der lange, gerade Weg, der zum Hause von  
der Landstraße führt, ist dicht mit Sommerblumen  
eingefaßt, nach Altväter Weise, mit bunten, duften-  
den Blumen aller Art, die ihre Häupter im lusti-  
gen Durcheinander neigen oder sie in die blaue  
Sommerluft hineinheben und den geraden Weg  
in eine Atmosphäre von sonnedurchwärmten Düften  
hüllen. Bienen und tausendfältiges Geschwirr und

Gesumm. Hoch oben im Himmelstraum die pfeilschnellen Sommerverkünder, die ihre spitzen Töne wie goldne Saiten über den Himmel spannen.

Sie stehen beide abseits vom Weg, mitten im Obstgarten.

Sie beugt sich über den kleinen Quell, der krystallklar durch den Rasen fließt und nimmt eine purpurrote Apfelschale, die auf dem Grunde des Wässerleins lag, heraus.

Tropfend und rotleuchtend glänzt sie in des Mädchens fester Hand.

„Das that die Marianne,“ sagte sie beiläufig.

„Die muß besser eingespannt werden — die. Die zieht nicht an.“

„Wenn ich einmal heirate, hat sie alles zu übernehmen, was ich jetzt thue.“

„Maria, seit wann ist denn von einer Heirat die Rede? das ist das erste Wort, das ich davon höre,“ fragte der ernste, distinguiert aussehende Mann, der Typus des feinen Gelehrten aus gutem Hause; ein zartgliederiger, tadellos gekleideter Mensch, an dem vielleicht nur die Art zu blicken verrät, daß er zu der Menschenklasse gehört, die ein zu einseitiges, geistiges Leben führt.

Er hat etwas in der Art zu schauen, als hätte er die Kunst des Umherblickens nicht gelernt, etwas Weltfremdes, trotz seines weltmännischen Außern.

Und dies Weltfremde ließ ihn jünger erscheinen, als er wirklich war.

„Nein,“ sagte das große, blonde Mädchen ruhig. „Es ist auch jetzt niemand da, den ich heiraten möchte; aber was nicht ist, kann werden. Ich bin vierundzwanzig.“

Sie warf die Apfelschale wie eine rotleuchtende Schlange weit von sich auf einen Komposthaufen, der neben einer Reihe von Gemüsebeeten aufgeschichtet war und schaute ihr nach.

„Du bist Erde und sollst zu Erde werden,“ sagte sie behaglich vor sich hin.

Der Gelehrte blickte sinnend vor sich hin.

„Ich muß jetzt sehen, daß ordentlich gedeckt wird. In einer halben Stunde ist Essenszeit.“

„Sie verwöhnen Marianne.“

„Vor der Hand muß sie erzogen werden. Nein nein, verwöhnen thue ich nicht. Bei uns muß jedes an seine Pflicht glauben, sonst ging's vollends drunter und drüber.“ Er begleitete sie.

„Sagen Sie, Maria, — es steht nicht gut mit Ihrem Vater?“

„Nein.“

„Ei — ei — ei — daß . . . .“

„Da ist gar nichts zu wollen, das ist eine alte Geschichte, die Immenbachs kommen auf keinen grünen



Zweig, und der arme Vater ist nicht der Mann, der Glück hat. Hier hätte eine harte Hand was ausgerichtet. — Und dann haben die letzten Krankheitsjahre der Mutter ihn stark mitgenommen.“

Das Mädchen sprach ruhig und einfach, wie Städtelinder nicht zu sprechen pflegen.

Kurz und gut, die Immenbachs kommen auf keinen grünen Zweig. Das war eine ganz einfache Thatsache, mit der sie sich abgefunden hatte. Es klang nicht traurig, nicht bedrückt, nicht klagend.

Sie sagte das so kernig kräftig wie jenes: du bist Erde und sollst zu Erde werden.

Sie hat eine sonnedurchschienene Stimme, so warm, man denkt an Erd- und Laubgeruch, an Bäume mit Obst beladen, an wogende, gelbe Kornfelder, wenn sie spricht.

Oder erschien das dem Professor nur so, weil er seit Tagen diese Stimme unter beladenen Bäumen, im duftenden Garten, auf schmalen Wegen zwischen unermesslich weitem, goldenem Korngewoge gehört hatte.

Ihm schien's, als wäre er in diesen Tagen an dieser Stimme gesundet.

So hirmüde, so abgearbeitet und gehezt ist er gewesen, als er sich entschlossen hatte, bei seinem alten Jugendfreund einzukehren und einmal in dieser Stille auszuruhen.

Hier, in diesem alten, einfachen Gutshause hatte er den Laub- und Wiesen- und Waldfrieden gefunden, — den sommerlichen Gartenfrieden. Er war hier in etwas ganz Sonderbares hineingeraten, ins Träumen mit wachen Augen, in ein junges, längst vergessenes Träumen. Das war ihm über die Glieder geflossen wie ein laues Bad.

Ja, aber er hatte auch noch nie den wahren und vollen Landfrieden genossen, nie in seinem ganzen Leben wie jetzt.

Sommerfrischen aller Art, mit so und so viel abgehegten Städtemenschen, die sich in irgend einem Hotel zusammengefunden, das hatte er alljährlich immer wieder kennen gelernt; das fieberhaft eilige Naturgenießen von einem möglichst lärmreichen, unruhigen Hotelzentrum aus.

Aber hier! da war man außer der Welt, wie in Korngewoge begraben, wie eins mit dem Laub- und Erdgeruch — da gehörte man mit dazu, da wurde man eingefogen. Da ging man ein und aus und war daheim unter der großen Himmelskugel.

Ach — das war so einfach — so einfach, so wehmütig zu Herzen gehend.

Immer und immer wieder war es ihm zu Mute, als hätte er Unsägliches verloren. Oft überkam ihn eine große Traurigkeit. Sein Leben erschien

ihm so unsinnig, so ungemütlich, so unheimisch auf Erden. Er, der hochangesehene Mann, kam sich arm und elend vor.

Ja, weshalb eigentlich? Hätte er mit seinem Freunde tauschen mögen? — oder mit irgend einem Feldarbeiter? Nicht um die Welt — nein. Und doch diese wie im Raum schwebende Traurigkeit, die ihn manchmal überkam, die Traurigkeit des Kulturmenschen, den ein uraltes Heimweh zu Mutter Erde packt.

Und die Stimme des kräftigen, blonden Mädchens weckte diese Gefühle, wie Musik das Weh nach ewig Verlorenem, nie Bekanntem weckt. Für ihn lag in dieser Stimme ein Geheimnis.

Er erwartete etwas von dieser Stimme. Und dieses unbestimmte Erwarten durchwebte das junge Träumen eines alten, müden Menschen.

\*

In dem einfachen Wohnzimmer saßen sie miteinander beim Mittagsmahl.

Es war ein großer, viereckiger, ebenerdiger Raum mit niederer Decke und niederen Fenstern.

Vor den Ostfenstern floß ein Bach vorüber. Man hörte, wenn es still im Zimmer war, ein feines Plätschern und Glucksen. Die Südfenster vom Wein-

laube dicht umspinnen. Eine Rebe war zwischen Fensterrahmen und Mauer hindurch gewachsen und grünte in das Zimmer hinein, ja, war der Hauptschmuck des Raumes.

Ein altmodischer Sekretär, auf dem Säckchen mit Samen und allerhand Krimskrams stand, hielt sich bescheiden und unauffällig in einer Ecke und machte den Eindruck eines mißachteten und mißhandelten Möbels.

Um den Tisch saß ein kräftiges Geschlecht. Alles blonde, große Gestalten, rosige Menschen, die das Maß gewöhnlicher Sterblichen um ein Beträchtliches überschritten hatten.

Die jüngeren Kinder trugen Mähnen von blondem, lockigen Haar. Den älteren Mädchen war dies feste Haar in einen Knoten gedreht. Die beiden großen Buben waren jetzt auch daheim in den Ferien und trugen in die Höhe starrende, blonde Schöpfe über den großzügigen Gesichtern, die nicht gerade nach allzuviel Festigkeit aussahen, etwas Träumerisches, ein ganz klein wenig Verbummeltes lag ihnen im Ausdruck, als wären sie hauptsächlich Phantasiemenschen.

Ihr Großvater war ein Dichter gewesen, weit berühmt über Deutschland hinaus. Und diese blonden Enkel sahen insgesamt so aus, als hätte der dichterische Genius des Großvaters sie sich ausgedacht.

Schöne Menschen, überaus schöne Menschen. Auch der Vater dieser blonden Rangen war eine prächtige Persönlichkeit. Hochgradig Phantasiemensch. Seine großen Glieder hatten eine gewisse Weichheit, die man fortgewünscht hätte.

Alle diese sonnigen Leute, an diesem mächtigen Tisch, in dem bäuerlichen Raum, ließen den Ausdruck von Dürftigkeit nicht aufkommen.

Es waren ihrer so viele, und jeder von ihnen strahlte so viel Wärme, Heiterkeit und Blondheit aus, daß man den Eindruck von etwas Goldigem, Überschwänglichem nicht los wurde. Sie brauchten keine Möbel, keine Vorhänge. Jeder hatte seinen Platz, auf dem er sitzen konnte, den Tisch, an dem er essen konnte, und die weite Sommernatur draußen.

Es gab da auch etwas, wie einen Salon, einen dumpfen, unbelebten Raum, in dem nie jemand zu finden war.

Sie steckten immer zusammen, wenn sie nicht draußen sich umhertrieben, und immer in dem großen niedern Zimmer. Da machten die Kinder die Schularbeiten, da wurde geflickt und genäht, da zahlte der Vater die Leute aus, da hielten sie ihre Mahlzeiten, kernige Mahlzeiten, an die der Professor sich erst gewöhnen mußte.

Heute war, so schien es ihm, ein halbes Schaf

auf den Tisch gekommen. In einer Riesenschüssel schwammen Riesenstücke in einer braunen Sauce und Klöße gab es dazu, groß wie Kanonenkugeln; aber von allem, was auf dem Tisch stand, stieg ein Duft auf wie ein Opfergeruch aus fernen Zeiten.

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Der Professor dachte an seine Mahlzeiten daheim mit seinen beiden Töchtern und seinem Sohne. Da war ihm nicht aufgefallen, daß die Speisen dufteten. Jeder aß gleichgiltig etwas Gleichgiltiges.

Sie waren alle übermüdet und hatten alle den Kopf voll.

Das war nicht anders gewesen, als die Frau noch lebte. Sie waren daheim alle geistige Naturen, alle Intelligenzen. Die Frau hatte bald nach diesem bald nach jenem Regime kochen lassen, Speisen, die das Hirn am besten nährten, den Organen die denkbar geringste Arbeit verursachten.

Nie hatte er aber gesehen, daß die Kinder mit Appetit gegessen hatten, ja, daß sie mit Appetit gelebt hätten.

Von früh an waren sie alle auf Ziele losgegangen, bewußt, brav und pflichttreu, voller nervöser Eigenheiten, die von der Mutter respektiert wurden; — unbehagliche Menschen, Hirnmenschen ohne Wärme!

Niemand hatte Freude gehabt an den häuslichen Dingen, am Nestbau, an den Dingen, die von uralt tierischer Wärme durchdrungen sind, die den Tiermenschen so nahe angehen, die den geistigen Menschen aufrecht erhalten.

Ja, sie hatten immer wie ohne festen Unterbau gelebt, nicht erdensicher.

Und diese hier lebten erdensicher. Mit ihren großen Füßen standen sie alle so fest und liefen so dröhnend und lebenslustig durchs Haus, dem es am Oberbau fehlte.

Ja, denn ihr Dasein streckte sich nicht in die Höhe, ging in die Breite, dem Erdboden nah.

Im Salon, im ersten Stock, waren sie schon nicht erdensicher und erdenheimisch.

Aus der Zimmerthür hinaus ins Freie, mit ein paar Schritten, das mußte so sein. Sie wären sich sonst gefangen vorgekommen.

Wie dem Professor hier alles zu Herzen sprach.

Ja, und das gefiel ihm, die solide, einfache Ordnung im Haus. Was man berührte: verbraucht, wie abgeschliffen, aber blank und rein.

Da war eine tüchtige Hand zu spüren. Marias Hand.

Die verstorbene Frau mußte eine brave Hauswirthin gewesen sein, denn es waren alte, ausgefahrene Geleise, in denen die Räder der Wirtschaft liefen.

Von der Mutter trugen auch die meisten der Kinder feste und schöne Linien in der Mundbildung, die den weichen Gesichtern sehr zu gute kamen.

Und diese Gesundheit im Hause!

Unwillkürlich hielt sich der Gast hier aufrechter als gewöhnlich. Er kam sich kräftiger vor.

Der Hauch dieser blonden, herrlichen Geschöpfe belebte seine Nerven. Ja, in diesem großen Raum, an diesem breiten Tisch, da stieg die Lebenskraft, wie nach einem Frühlingsregen die Erdkraft aus der Erde auf.

Die feine, ausgearbeitete Intelligenz des Gastes wurde hier von Bildern berührt, die die Feinheit dieser Intelligenz dem Manne wie eine langwierige, schmerzhaftige Krankheit erscheinen ließen.

Wenn er abends als der Letzte zur Ruhe ging, standen auf dem Treppenabsatz die Schuhe der Familie, um am andern Morgen von der Hausmagd gereinigt zu werden.

Und es verging kein Abend, an dem er nicht diese unabsehbare Reihe dräuender Stiefel, mit dicken Sohlen und urweltlichen Gesichtern, betrachtete.

Sie standen immer der Größe nach geordnet. Zuerst des Vaters Riesenkähne, darauf die Schuhe der vier großen Töchter und darauf drei Paar kräftige,



unausgewachsene. Und alle standen sie so unschuldsvoll da, so treuherzig, schämten sich nicht ihrer Mängel und Flecken. Es war, als wenn sie sagten: Da sind wir! — Da! So wie wir sind, sind wir. Wir sind zufrieden. Uns wars den ganzen Tag über wohl an unsern lebendigen, warmen Füßen.

Ihren Schmutz und Staub trugen sie stolz wie Ehrenzeichen.

Sie hatten weiß Gott nicht gefaulenzt.

Es war so ein gesunder, lustiger Schmutz an ihnen, der von tollen, übermütigen Streichen erzählte und von einem intimen Verkehr mit allerhand Viehvolk.

Da waren Marias Schuhe, die steckte in ihren freien Stunden am liebsten bei den Fohlen. Heute war er ihr draußen auf der Wiese begegnet. Die fünf braunen Fohlen hatten sie umgeben. Mit ihren weichen Müstern hatten sie an ihr geschnuppert.

Sie lief, und die Fohlen trotteten mit ihr in großen, steifen Sprüngen.

Dieses braune, flockige Volk mit den stumpf schwarzen Mähnen und Schwanzhaar! Wie köstlich war das große, blonde Mädchen da gewesen, wie unvergeßlich.

Ja, die Schuhe der jungen Geschöpfe thaten es jeden Abend dem zartnervigen, sensiblen Manne an.

Das waren die Schuhe urwüchsiger, lustiger, weltfremder Göttinnen.

Er dachte dann an die schmalen, winzigen Fußbekleidungen seiner verstorbenen Frau, an die noch zierlicheren seiner Töchter. Er sah die blutarmen, bleichen, klugen Füßchen, die nicht wußten, was Laufen ist, die mit kurzen Schritten Zielen zustrebten, die angestrengt, geistiger Art waren. Da liefen diese klugen Füßchen in die Staatsbibliothek zu Versammlungen, zu Vorlesungen; in Ateliers, jetzt in die Hörsäle — ach, zu Gott weiß was, und mußten immer still unter den dunkeln Kleidern stehen, ohne Luft und Licht, bis sie wieder einen kurzen Weg auf hartem Straßenpflaster machen durften.

Ja, der Professor war hier in dieser Luft zu dem Gang gekommen, seinen Phantasien nach zu gehen. Dies Haus und dieser Garten beeinflusste ihn.

Und seine Phantasie beschäftigte sich zumeist mit Maria.

Wenn er auf den holprigen Feldwegen, mitten zwischen den goldnen Kornfluten ging, begleitete ihn ihr Bild, gleichgiltig, ob sie leibhaftig neben ihm schritt oder nicht, ob er die blonde, sonnige Stimme hörte oder nicht.

Sie war seinem Wohlbefinden notwendig geworden.

Ihre wundervolle Gesundheit erquickte ihn und

auch die Liebe, mit der sie jedes wachsende Leben umschloß, jedes Tier, jede Pflanze.

Er empfand, als hätte sie ihn selbst mit mütterlicher, heitrer Fürsorge berührt, wenn sie es irgend einem Geschöpf that. Wie sie einem Halm, dessen schweres Haupt ihn auf den Weg niedergezogen hatte, aufhelf, ihn mit einer weichen, zärtlichen Handbewegung dem Meere seiner Brüder wieder zugesellt, erschien ihm wie eine rührende, heilige Handlung.

Nie im Leben war ihm das mütterliche Weib begegnet.

Selten begegnet es einem.

Ja, und es ist kein Wunder, dachte er, als er wieder einmal neben ihr herging: — das Mütterliche hat man in euch verkümmern lassen, alles hat man verkümmern lassen — und auch dies, — dies Innigste. Ein falsches, häßliches Schamgefühl ist darüber gebreitet. Ihr solltet euch eurer Mütterlichkeit nicht bewußt werden. Eure geistige Mütterlichkeit wächst nicht, wie eine schöne Blume unschuldig in der Sonne; sie verkümmert in Dumpfheit, als wäre sie etwas Schmachvolles; — und wenn ihr Mütter werdet, werdet ihrs ohne die geistige, süße, warme Vorbereitung dazu.

Maria ging oft schweigsam mit ihm.

Er frug sie einmal: „Nicht wahr, Sie sagen

es offen, wenn Sie lieber einmal mich nicht begleiteten?“

„Gewiß,“ antwortete sie; „aber ich gehe gern mit Ihnen, wenn Sie mich wollen.“

Wir haben noch nie solch einen Gast gehabt. Wir leben, wie die Bauern, nicht viel anders, und wir sind alle immer glücklich dabei gewesen. Aber wir alle, die Marianne auch, werden Sie sehr vermissen. Es ist durch Sie etwas gekommen, was niemand kannte, so etwas Rastloses.“

Er frug sie, was sie damit meinte: Sie wußte sich nicht recht auszudrücken wie es schien und sagte nach einer Weile:

„Sie denken immer; es erweckt in Ihnen alles Gedanken. Wir alle fühlen nur. Das ist ein großer Unterschied. Sie müssen doch nicht viel jünger wie der Vater sein und sind doch so viel jünger. Das macht, weil Ihr Geist lebendig ist. Hier auf dem Lande altert der Mensch, wenn der Körper altert. Sehen Sie den Vater. Aber man ist viel ruhiger, wie Sie es sind. Es hat alles sein Gutes.“ Sie sagte das vornehm und setzte sich und die Ihrigen damit nicht herab. Es klang nur heraus: Wir sind anders wie du.

Er mußte ihr von seinen Töchtern und seinem Sohn erzählen, von der verstorbenen Frau und von seinem Leben.

Er klagte ihr, daß es bei ihm daheim nicht behaglich sei.

„Das glaub ich,“ sagte sie, „bei euch hat ja niemand die Dinge und das Haus lieb. Es will alles geliebt sein und ihr seid viel zu geschäftig dazu.“

Er lächelte.

Aber von dieser Stunde an wurden seine Träume und Phantasien faßlicher — beängstigender.

Stundenlang wandelte er im Garten auf und nieder, unausgesetzt mit dem Wunsche beschäftigt, dieses sonnige, starke Weib in sein eignes Haus zu verpflanzen.

Es schwebte ihm dabei etwas ganz Wunderliches, Gestaltungsloses vor, etwas, was seinen Ursprung in alten, fast vergessenen, vielleicht biblischen Eindrücken haben mochte. Eine herrliche, sorgsame Hausmagd — ein Kleinod, etwas, was es nicht giebt und nicht gab, etwas Alttestamentarisches, etwas Wundervolles.

Sein ganzes Haus schien ihm warm und sonnig zu werden, wenn er sich vorstellte, daß sie darin waltete. Die freudlosen Töchter erblühten, das entsetzliche Dienstoffenvolk zerfiel wie unreines Gefindel.

Ja, er war in dieser Abgeschlossenheit in das weltfremde Träumen tief hinein gekommen — so tief — daß er seine Träume leidenschaftlich zu lieben

begann, wie ein junger Mann die Qualitäten des Lebens.

Wenn er sich vorstellte, daß er sie zur Frau Professor machen könnte, so erschien ihm das beunruhigend, unmöglich; — nicht seiner Kinder wegen — das nicht. Er war ein wohlhabender Mann, und seinen Töchtern, deren Eigenart sie zur Ehelosigkeit zu führen schien, würde er durch diese Frau einen Lebenshalt geben.

Auf Kinder aus zweiter Ehe rechnete er nicht mehr, — wünschte sie nicht.

Es würde im Grund eine ruhige, friedliche An gelegenheit werden, diese Sonne in sein Haus zu bringen.

Aber da war etwas, weshalb er Maria nicht als Frau, sondern als biblische, urweltliche Haus magd wollte, so ein sonderbarer Gedanke es auch war.

Es lag für ihn in der Idee einer zweiten Ehe der Welt gegenüber so viel Peinliches. Er mit seinen siebenundfünfzig Jahren, Vater von längst erwachsenen Töchtern. Jede Auffälligkeit war ihm unsäglich zuwider.

Liebe konnte er auch das Gefühl, das ihn zu dem Mädchen hinzog, kaum nennen. Nein, es war weit mehr ein ästhetisches Bedürfnis, sie in seiner

Nähe zu haben; eine Sehnsucht nach Wärme und Behagen.

Aber dies Bedürfnis war stark, fast leidenschaftlich und peinigte ihn.

\*

So vergingen sechs Wochen. Für ihn sechs aufregende, merkwürdige Wochen, in denen er empfand, daß sein Wesen durchaus nicht so in sich abgeschlossen war, wie er wähnte.

\*

Der Landaufenthalt bei dem Jugendfreund schloß damit, daß sich der Professor mit der ältesten Tochter des Hauses feierlich verlobte.

Maria hatte sich vordem kurze Bedenkzeit ausgebeten. Und in diesen Tagen war sie mit ihrem Vater jeden Nachmittag weit über Land gegangen.

Da schritten die beiden großen Gestalten meist schweigend neben einander her, und hin und wieder fielen Worte wie: „Ja, wie soll ich dir da zu reden. — — — Ich wollt' er hätte seine zwanzig Jahr weniger auf dem Buckel — aber — aber —“

Dann wieder Schweigen. „Er ist brav, reich, angesehen. — Wie soll ich denn meine Kinder an den Mann bringen? — Und eine solche Verwandt-

schaft! — Maria, widerlich ist er dir doch nicht? — was man so widerlich nennt?“ „Vater! nein, — gewiß nicht. — So ein edler, guter Mensch.“

„Aber die großen Kinder, Maria!“ Ja, das war auch ihr das Ärgste. „Und alle noch im Haus.“

Dann sprachen sie von den drückenden Familienverhältnissen — über die Unmöglichkeit, die Töchter daheim zu behalten; — über das „unter fremde Leute gehen“ — das Brotverdienen, über die großen Ausgaben, die die Söhne verursachen würden.

Sie breiteten vor einander die Lasten aus, die auf der starken, lebenskräftigen Familie lagen, und sie langsam zu ersticken drohten.

„So ein Halt in der Welt, Maria, ist für Leute, wie wir sind, von großem Wert.“

Dann wieder: „Aber ganz nach deinem Gutdünken, denke nicht an uns; denke an dich!“

Sie redeten mit einander, wie die Menschen es thun, die etwas wollen und zu gleicher Zeit nicht wollen, die den Mut nicht haben, etwas aus den Händen gleiten zu lassen und die Kraft nicht haben, es zu halten.

Aber schließlich hatte Maria die Kraft gefunden, zu halten, was das Schicksal ihr bestimmen wollte. Ja, und mit einer ehrlichen Freudigkeit hielt sie es. Sie wollte ihre Pflicht thun, wie sie ihre Pflicht bis



jetzt immer gethan hatte. Sie wollte dem guten klugen Menschen sein Heim behaglich machen. Nein, — es war ihrer Natur kein Opfer, das sie brachte, so schien es ihr.

Die Verlobung wurde also gefeiert und die Hochzeit auf sechs Wochen später angesetzt.

Sie sollte den Kindern des Professors erst als junge Frau entgentreten.

Die Kinder schrieben kühle, formgewandte, höfliche Briefe an die Braut ihres Vaters, wie sie dieselben kaum anders hätten schreiben können.

Kein Mißklang störte das Verhältniß zwischen ihr und dem Professor.

Sie schrieb, als er wieder nach München zurückgekehrt war, ihre einfachen, natürlichen Briefchen an ihn, und er vertrauensvolle, sie ehrende Briefe an sie.

Eine wahre Liebe hatte Maria ihr Lebtag noch nicht kennen gelernt. Gefeiert hatte man sie natürlich, wo sie sich zeigte, und wenn sie und Marianne im Winter einigemal in die Stadt zu Vällen gefahren waren, hatten die Immenbachschen Töchter an Anbetern keinen Mangel gehabt; aber die Immenbachschen Vermögensverhältnisse waren hinreichend bekannt. Da gabs nichts zu holen.

So war Marias Herz kühl und stolz geblieben.

Über ihre Schwester Marianne ärgerte sie sich oftmals, weil die es nicht lassen konnte, einen oder den anderen am Bändel zu halten, bis es mit Thränen endete.

\*

Die Hochzeit sollte ganz still im Gutshaus gefeiert werden ohne allen Aufwand.

Maria hatte jetzt schon seit Wochen alle Hände voll zu thun, um sich mit den geringsten Mitteln eine kleine Wäscheaussteuer zu richten — und dann die Hochzeitsvorbereitungen. Der Vater sollte keine Last davon haben.

Maria buk und wirtschaftete, damit am Hochzeitstage alle, die zum Hause gehörten, befriedigt werden konnten, die Knechte, die Mägde und die Leute im Dorf. Das war die Hauptsache.

Maria war seit Wochen gar nicht zu sich selbst gekommen. Am Vorabend ihrer Hochzeit, bevor der Professor kam, ging sie leicht ermattet von aller Arbeit und allem Schaffen einen stillen, einsamen Weg, einen Hügel hinan, durch liebes, heimisches Gehölz.

Die Blutwellen waren ihr noch nicht beruhigt nach dem großen Arbeitssturm.

Mild, wie lauwarm war es heut; aber die modernde Laubdecke unter den Bäumen duftete schon herbftlich scharf.

Und wie sie so wandelte, legte sich ihr etwas schwer über die Glieder, über ihr ganzes Wesen, etwas wie eine große Hoffnungslosigkeit.

Neben einer schlanken Buche setzte sie sich auf den Waldgrund nieder und legte den Kopf an den Stamm und schwer, weich, erstickend sank etwas Unbekanntes auf sie nieder, etwas Trostloses, etwas, das sie nicht benennen konnte, etwas ganz Freudloses.

Und sonderbar, sie fühlte zum ersten Mal im Leben, daß sie Maria Immenbach war.

Sie preßte ihren Kopf fest an die glatte Buche und weinte herzbrechend wie ein armes, großes Kind, dann sank sie mit dem Angesicht auf die Erde und küßte diese liebe Erde wie ihre Mutter.

Heiß und leidenschaftlich küßte sie, daß es schwarz und feucht ihr zwischen die Lippen kam. „Ich liebe dich!“ schluchzte sie, „du bist gut!“

Als sie ihr rosiges Gesicht verwundert von seinem Thränenstrom getrocknet und mit dem Taschentuch sich angefächelt hatte, ging sie langsam zum Gutshof zurück, feierlich durch alle Ställe.

Die Hündin hatte am Tag vorher Junge geworfen und lag mit ihren Kleinen schwerfällig und geduldig im Pferdestall auf einer Schütte Stroh. Ihrer sechs tranken an ihr und rissen an den starken Brüsten des Tieres und marterten es.

Die Hündin hatte einen geduldigen, leidenden Blick, in dem eine große, stumme Klage lag, ein großes, stummes Weh und eine stumme Freude.

So lag sie zu Marias Füßen und klopfte leise, wie müde mit dem buschigen Schwanz auf das Stroh.

Maria kniete zu ihr nieder und neigte ihr Gesicht zum Kopf der Hündin, nahm ihn zärtlich zwischen ihre beide Hände und sagte wieder schluchzend und erregt: „Ein Kind! — dann ist alles — alles gut.“

Dann neigte sie sich noch tiefer und drückte ihr Gesicht an das Gesicht der Hündin stumm und zärtlich und leidenschaftlich.

\*

Der Professor reiste mit dem jungen, weltfremden Weib und zeigte ihr ein neues Stück der guten Erde.

Sie gingen miteinander durch Italiens Gallerien und Kirchen und Museen, wie sie miteinander auf den schmalen, holperigen Wegen zwischen dem goldigen Korngewoge gegangen waren.

Er, liebenswürdig und klug, ihr allerhand von seiner aufgespeicherten Weisheit mitteilend, und sie freundlich, folgsam und aufmerkend, nicht scheu, nicht bedrückt, eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die

sich in ihrem ruhigen Menschentum wohl und sicher fühlt.

Ihr ist davon nichts aufgegangen, daß ihre stolze, frohe Weibseele etwas Geringeres ist, als die mit Wissen und Weisheit ausgefüllte ihres Gatten.

Für sie ist die Gelehrsamkeit ein Geschäft, etwa wie ein Krämergeschäft und hat mit dem eigentlichen Menschentum nichts gemein.

Ein Krämer muß seine Ware haben und ist sonst ein Mensch wie andre, und ein Professor muß seine Ware haben und ist sonst ein Mensch wie andre.

Davon aber war sie überzeugt, daß ihr Gatte die feinste und beste Ware führte, daß er durchaus reell war, und daß man ihm jedes Wort, was er sagte, unbesorgt glauben konnte. Sie fand es höchst natürlich, daß er alles wußte, daß ihnen nichts begegnete, was er nicht erklären konnte, und fand es sehr hübsch, so vielerlei zu erfahren. Ja, sie lebte in einer ganz neuen Welt.

Gewohnt, die Dinge zu nehmen wie sie kamen, war ihr Leben so ein gleichmäßiges, arbeitsreiches gewesen, so ein völlig traumloses, wie auch ein guter, gesunder Schlaf traumlos sein muß. Sie hatte ganz ohne Liebesduselei gelebt, ganz ohne Sehnsucht.

So schön war es bei ihnen daheim gewesen, so lebendig —, so viel Jugend, daß niemand an

schwindende Jahre dachte und an Liebesernte. Sie lebten alle ins Blaue hinein; von einem Tag zum andern. So war Marias Seele in ihrem vierundzwanzigsten Jahr noch so ruhig und unerregt, wie die Seele eines Kindes, und sie nahm des Professors weise geregelte Ehemannsgewohnheiten für den Inbegriff von Liebe und Leidenschaft.

Ja, nun kannte sie die Liebe, nun kannte sie das große Geheimnis, und die Welt war deshalb nicht schöner und anders geworden.

\*

Auf dieser Reise hatte sie unmenschlich viel Bilder gesehen.

Ihr wäre viel lieber gewesen, an dem schönen blauen Meer länger zu bleiben, als so von Gallerie zu Gallerie getrieben zu werden. Für jedes fremde Kraut fühlte sie wärmeres Interesse, als für das berühmteste Kunstwerk.

Für die liebe Wirklichkeit zeigte ihr Professor aber wenig Neigung und Achtung. Draußen im Freien mußte er immer eilen, um zu einem Ziel zu kommen, und ein Ziel war immer ein Kunstgenuß. Maria kam es vor, als hätten die Dinge erst Wert für ihn, wenn sie im Goldrahmen steckten und von

einem Menschen nachgebildet worden waren. Komisch — sehr — sehr komisch.

Es strengte sie auch namenlos an, der Geschmackseinrichtung ihres Professors zu folgen. Lieber wie ein Ackerknecht durch die Furchen stapfen, als auf dem harten Estrich der Gallerieen stundenlang von Bild zu Bild gehen.

Und er teilte die Bilder in Schulen und wollte, daß sie diese Einteilung behalten sollte. Sie bemühte sich dies zu thun; aber es langweilte sie unsäglich und war ihr völlig gleichgiltig.

Ihr Professor aber schien in den Gallerieen übermenschliche Kräfte zu erhalten; wenn ihr schwindelte und übel und weh war, hörte er noch längst nicht auf zu docieren und sein Opfer zu examinieren.

Nein, sie konnte gar nicht mehr und kam von der Not gedrängt auf eine List.

„Nichts von allem ist mir doch so lieb, wie die Kaiserin Agrippina auf ihrem schönen Sessel. Laß mich ein bißel da —“ sie hätte fast gesagt „verschmaufen“, besann sich aber bei Zeiten.

„O,“ meinte der Professor, „du hast keinen üblen Geschmack, das freut mich, Maria. Du weißt aber, daß die Kaiserin ein schändliches Weib war,“ sagte er scherzend.

„Das macht nichts.“

Er ließ sie also bei der Kaiserin Agrippina.

Maria aber hatte schon längst einen Rohrstuhl bemerkt, der hinter der Kaiserin stand.

Das war der „schöne Sessel“.

Von diesem Sessel aus sah man nichts als die Rückseiten der Statuen und die lange Fensterreihe der Gallerie.

Als der Professor zurückkam, fand er Maria eingeschlafen.

„Maria!“ rief er lachend und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie starrte ihn an. Wie kam der hierher? Was wollte er? So tief hatte sie geschlafen und von daheim geträumt.

\*

Ja, als der Professor sie endlich in seinem eigenen Hause hatte, da empfand er, daß es so besser war. Sie hätten nicht so lang unterwegs bleiben sollen. Maria brauchte Arbeit. Das verstand sie nicht, die Kunst wie einen Lebensinhalt für sich zu genießen. Nein, sie war kein Genußmensch auch im besten Sinne nicht, und sie gehörte nicht zu den Weibern, die als Herrinnen, Kritikerinnen und Gönnerinnen, von allem was Männerhand schuf,



fühlen sah. O nein, diese Vermessenheit im Kunstgenuß lag ihr fern.

Ihm war das eine ganz neue Erfahrung — eine sehr wohlthuende Erfahrung. Die Weiber seines Kreises hatten diese demütig-vornehme Zurückhaltung nicht. Erst jetzt empfand er dies überall mit Hineinreden, diese unbegründete Souveränität in allen Dingen als etwas Qualvolles und freute sich seiner ruhigen, ehrlichen, jungen Frau.

„Mir scheint,“ sagte sie, „daß dies oder jenes schön oder nicht schön ist.“ „Das ist schön oder nicht schön“ wäre ihr nie über die Lippen gekommen.

Daß seine beiden Töchter ihr sehr kühl entgegenkamen, schmerzte ihn. Er achtete in dieser Kühle die Treue gegen die Tote — und wagte nicht sich darüber zu äußern.

Maria nahm ihre Pflichten als Hausfrau mit Gewissenhaftigkeit und Ruhe auf sich.

Sie fand einen verwahrlosten, mit reichen Mitteln geführten Hausstand vor, ein liebloses Durcheinander von Verschwendung und Unachtsamkeit.

„Nicht wahr, ich habe das Recht, hier so zu handeln, als wäre es mein Eigentum, ich darf alles so ordnen und einrichten, wie es mir gut scheint. Ich tränke damit nicht?“ frug sie ihren Gatten.

„Natürlich, mein Kind, mache es uns behaglich.“

Sie richtete dieselbe Frage auch an ihre beiden Stieftöchter, nur in einer etwas anderen Form.

„Bitte, ganz wie es dir beliebt, du bist die Hausfrau.“

Im Ton aber lag die große Kühle, das Unnahbare.

Maria aber hatte sich so ihr Recht gesichert, um ihre Pflicht thun zu können.

Sie griff mit an bei der Arbeit wie eine treue Magd, die in ihres Herrn Besitz redlich Ordnung schaffen will. Die toten Dinge des täglichen Lebens begannen unter ihren Händen Seele zu bekommen. Ja, es war, als hätte alles im Schatten gestanden und wäre jetzt in die Sonne gerückt, begann zu grünen und zu blühen.

Die beiden Töchter widmeten sich nun ganz ungestört ihren eigenen Bestrebungen. Die eine der Musik, die andere hatte schon ihr Maturitätsexamen hinter sich und wollte Philosophie studieren. Der Sohn studierte Jura. Sie waren alle vollauf beschäftigt und ernste, strebsame Menschen.

Während der Mahlzeiten war es, als wollten sie dem Eindringling beweisen, wie sie alle zum Vater gehörten, so viel feiner, enger, als das magdhafte Weib, das er ihnen aufgedrungen.

Besonders die Mädchen waren unerschöpflich

seinen Rat in Anspruch zu nehmen, mit ihm über die schwierigsten Dinge zu streiten, die dem großen, jungen Weibe völlig fern lagen. Sie hatten immer Anliegen, und so vergingen die Mahlzeiten in anregenden, anstrengenden Gesprächen.

Dem Bruder wurde dieses sich geistige Montieren bei Tisch zu viel.

„Na, na,“ sagte er, „gebt a Ruh,“ als die eine sich über Idealität der Zeit und des Raumes ereiferte. „Dabei soll einem nun das Essen bekommen! Diese Weiber!“

Für Maria ward diese gesunde Anmerkung wohlthuend und brachte sie ihrem großen Stieffohn etwas näher.

Die beiden Mädchen aber erreichten, was sie im dumpfen Ärger wollten, — sie erreichten noch weit mehr, denn ihr wehe zu thun war nicht die Absicht gewesen. Sie hatten ihr nur zeigen wollen, daß sie über ihr ständen; — aber sie trieben das junge Weib in die Einsamkeit. Sie verschloß sich ganz in sich selbst, wie es die Art starker Naturen ist. Ihr Gatte verstand es nicht sie zu schützen, ja, er kam kaum auf diesen Gedanken, denn er wurde seinen Kindern gegenüber ein Gefühl der Schuld nicht los und gab ihnen sein junges Weib, aus einem Gefühl gerecht zu sein, preis.

Wer aber konnte dies „Preisgeben“ nennen? Gewiß keine Menschenseele, ja, wer konnte hier überhaupt etwas Greifbares finden, um es zu benennen?

Und doch — und doch. — So ein hilfloses Herz fühlt Streiche, die niemand fallen sieht, wird verwundet, ohne daß jemand einen Angreifer gewahr wird. Maria begann unter einem großem Druck zu leben, fühlte sich von nun an unsicherer und fremder im fremden Haus.

Nur in den Pflichten, die sie übernommen, blieb sie heimisch und war rastlos bis in die Nacht.

Die Rastlosigkeit und angestrengte Aufmerksamkeit gab ihr das Magdhafte — Demütige, Stille. Die klugen, gelehrten Leute hatten ein armes, großes Kind in ihrer Mitte, ein Kind, das nach Wärme und Liebe verlangte.

Sie sahen aber etwas anderes: Eine blonde Hausfrau, so eine von der echten Sorte, so eine von den ganz Engen, von denen, deren Horizont nicht über die vier Wände hinausgeht.

Und die Kinder begriffen den Vater nicht, wie er nach dem Verlust einer geistig bedeutenden Frau so etwas ins Haus hatte bringen können.

Sie waren alle zu wohlherzogen, um ihre Stiefmutter direkt etwas von ihren Empfindungen fühlen zu lassen; aber, ohne daß sie es beabsichtigten, sickerte

ihre Gefinnung durch die guten Formen hindurch und wirkte vergiftend.

Maria, die nur die allerreinste Luft daheim geatmet, nie etwas Verstecktes empfunden hatte, war wie in eine Welt ohne sicheren Boden geraten.

Sie empfand, als sollte sie an der Höflichkeit ihrer großen Stiefkinder ver schmachten.

Und wunderbar, Vater und Kinder schlossen sich eng und enger aneinander — enger als je zuvor.

„Maria,“ sagte ihr Gatte manchmal zu ihr, wenn er sie so ganz in ihren Hausfrauen sorgen aufgehen sah, „du solltest dich uns mehr widmen, mein Herz.“

Er gedachte seiner sonderbar träumerischen Idee, die er während jener goldenen Sommertage gehegt hatte, daß er Maria am liebsten als alttestamentarische Hausmagd in sein Haus führen wollte, als urweltliche, treue, aufopfernde Magd, als etwas, was es nirgends gab und wohl auch nie gegeben hatte.

Aber sonderbar, die Wirklichkeit war seinem Traume nahe gekommen, und er hätte lügen müssen, wenn er sich in diesem Traume nicht recht wohl befunden hätte.

Diese ruhige, geduldige Seele im Hause war allen, ohne daß sie es sich selbst zugab, eine Wohlthat.

Sie hatten so viel mit ihren eigenen Persönlichkeiten zu thun, und sie gehörten zu den modernen Menschen, die ihre Individualität wie ein Kunstwerk ausarbeiten und die jene mit Recht oder Unrecht mißachten, die sich selbst auflösen, die aus der eigenen Persönlichkeit Freude, Nahrung, Lebensstärkung für andere bereiten.

Je hilfreicher und treuer Maria wurde, je mehr gab sie sich preis und sank im Wert, denn sie war nicht hilfreich und treu aus innerer Freudigkeit heraus, sondern, weil sie sich nicht behaupten konnte, weil sie sich betäuben wollte.

So vergingen die Jahre.

Die Familie lebte ihre stillen Tage, so ein gut bürgerliches Leben. Drei, viermal gab es im Winter Einladung, wo sich des Professors Haus im vollen Glanze zeigte. An solchen Tagen pries man ihn glücklich seiner schönen, tüchtigen Frau wegen, bewunderte der einen Tochter Virtuosität, das vorzügliche Souper, die guten Weine, that des Professors Gesellschafts-Cigarren alle Ehre an.

An solchen Abenden hörte Maria freundlich lächelnd ihrer Stieftochter Klavierspiel zu, diesem Klavierspiel, dem sie, wo sie konnte, auswich; denn es riß ihr am Herzen. Es that ihr weh. Sie verlor die Fassung. Ungezügelter Lebenssehnsucht ergriff sie.

Sie hatte in dem vornehmen behaglichen Salon, in dem der Flügel stand, oft aufschreien mögen in heißem Glückesverlangen. Ihre beiden Stieftöchter aber meinten: „Ein schlimmes Zeichen.“

Nein, zwischen den beiden Mädchen und des Vaters junger Frau war auch nicht das leiseste Verständnis füreinander aufgegangen.

„Gott Lob,“ sagten die beiden manchmal zueinander, „daß sie uns wenigstens mit Stiefgeschwisterchen verschont, das kann man ihr nicht hoch genug anrechnen.“

Niemand im Hause war sich der Brutalität bewußt, mit der man gegen sie empfand, und niemand ahnte die Einsamkeit, in der sie lebte, und sie waren alle feine, hochentwickelte, vortreffliche Menschen.

\*

Von Pflichttreue, Aufopferung überdeckt, brannte in dem jungen Weib, ein sie quälendes, verzehrendes Feuer. Ihr starkes, natürliches Wesen wollte unbewußt sein vollgerüttelt Maß Lebensfreude und Befriedigung. Sie lebte vornehm und besser, als sie es sich je geträumt hatte. In allen Dingen war sie wohlversorgt und hungerte doch nach dem starken Lebensbrot. Diese aus Hunger und Überfluß zu-

sammengebraute Daseinsform war schmerzlich und erregend zu tragen. Der Überfluß that weh, wie die Sehnsucht.

Diese prächtigen, schönen Glieder des jungen Weibes, diese rosige Haut, die in der großen, vollen Sonne aufgeblüht war, das getreidefarbene, starke Haar, alles schrie nach Glück und Sonne.

Nichts an ihr war geschaffen, um in frommer Unnatur dahinzuleben.

Sie war an die Stelle der ersten, längst gealterten Frau des Professors getreten. Dieser Platz, der der kleinen, verblühten Dame völlig genügt hatte, beengte die junge Riesin, ließ ihr keine freie Bewegung, nicht Luft genug für die tiefen, sehnsuchtsvollen Atemzüge. Was ihr eigentlich fehlte, wußte sie selbst nicht, denn als gutes Kind scheute sie das Wesen ihrer Gefühle zu ergründen. Ein Wissen ihres Zustandes wäre ihr als undankbares Verbrechen erschienen. Eines, das wußte sie aber peinigend klar, die kalte, sich immer gleich bleibende Höflichkeit ihrer Stiefkinder, ließ sie nach der süßen Zärtlichkeit ihres eigenen Kindes leidenschaftlich verlangen. Und das sollte und konnte nicht sein. Sie war nun fast schon vier Jahr verheiratet.

Nachts biß sie sich voll hoffnungsloser Verzweiflung in den festen Arm, auf dem ihr Haupt



ruhte. Sie wollte ihr eigenes Leben spüren — nur das eine nicht — diese vernünftige Hoffnungslosigkeit.

O, diese Nächte voll Sehnsucht! Niemanden hatte sie, an dessen Herz sie hätte ihren Kopf legen können, niemanden auf der Welt.

Der Professor hatte die lebendige Natur selbst in sein Haus genommen, damit es bei ihm sonnig und warm würde, daß alles im Haus, was verkümmert und überfeinert war, aufblühen sollte; aber er hatte nur an sich und die Seinen dabei gedacht.

Er, den die Mütterlichkeit ihres Wesens vor allem bezaubert hatte, war fremd und fast unangenehm berührt, als in tiefer Nacht seine Zimmertür zaghaft geöffnet wurde und ein Lichtschein hereinglitt, der eine weiße Gestalt weich beleuchtete.

„Was ist denn?“ fragte er schlaftrunken. „Ist was?“

„Ach nein,“ sagte sie und sank vor seinem Bett in die Kniee und verberg ihr Gesicht in seinen Rissen.

„Ich bin nur so traurig.“

Mit Mühe scheuchte er den schweren Schlaf von sich.

„Na, weshalb denn traurig?“ Er konnte sich gar nicht in diese Situation hineinfinden.

Da brach aber ein so heißes, von den Rissen ersticktes Schluchzen los. —

„Tröste mich! — Sag was!“

„Ja, was denn um Himmels Willen?“

Er richtete sich etwas auf.

„Ich habe kein Kind!“ Wie ein undeutlicher Aufschrei kam das heraus, so ein gequältes Aufschreien.

„Ich fürchte mich so allein!“

Diese ruhige, pflichttreue, junge Frau so fassungslos zu sehen, war ihm unbegreiflich.

„Na, na, was ist denn das?“ Ach, wie un bequem das war! So etwas würde doch nicht öfter vorkommen?

„Sei ruhig.“

Da stand er ja vor einer schönen Geschichte, er, der vor allen Dingen Ruhe brauchte.

Und was sollte er nun da sagen?

„Aber Maria, mein Herz, es giebt doch genug Frauen, die keine Kinder haben. Ist das so etwas Außergewöhnliches?“

„Ja, und was weißt du denn von denen?“ frug sie hastig.

„Du hast doch alles, was du willst,“ fuhr er fort. „Die besten Kinder von der Welt! Na! und du bist nicht zufrieden!“

„Tröste mich!“ schluchzte sie. „Sag was!“

Er strich ihr über das Haar.

„Nu, weißt du, wenn alle Menschen alles und jedes haben wollten; — was würde daraus?“

„Denk an die armen Menschen ringsumher, an die Kranken und Elenden, die Verbrecher und Hungrigen — und dann denk an dich — — und schäm dich ein wenig, mein Herz. Ei, ei, so undankbar!“

„Dir ist's gleichgiltig, ob wir ein Kind haben oder nicht?“

„Gleichgiltig? — nein, mein Herz,“ sagte er ruhig.

„Ach!“ schrie sie auf, kurz wie ein Stöhnen — „und ich — sterbe vor Sehnsucht!“

Da lag alles darin. Sie hatte durchschaut. Er, der satte Mann, der alles genossen, bei dem naturgemäß Ruhe und Beschaulichkeit eingetreten waren, und sie, das nach Glück und Liebe und Leben hungernde Weib, das vom Schicksal sein Kind, sein einziges Eigentum auf Erden wollte.

„Komm, gieß dir mal in das Glas Wasser hier, aus dem Fläschchen ein paar Baldriantropfen.“

Er setzte sich ganz auf, nahm selbst das Fläschchen und tröpfelte ihr behutsam sechszehn Tropfen ins Glas.

„So, mein Kind, nun trink.“

Sie trank. Sie war ganz ruhig geworden, denn sie hatte durchschaut.

Er hatte alles.

Sie hatte nichts, und die Lebensthüre sollte ihr ewig zugeschlagen bleiben.

Nein, er konnte sie nicht verstehen! Nutzlos war es gewesen, daß sie gekommen, daß sie ihn geweckt hatte. Er konnte sie nicht trösten, denn er ahnte ihre tiefe Not nicht.

Sie wünschte ihm: Gute Nacht. Er faßte ihre Hand. „Ist dir's besser?“

Sie nickte.

„Aber auch gewiß besser?“

Sie nickte wieder und lächelte.

Dann suchte sie ihr Zimmer auf, streckte sich in ihrem Bette aus.

Die Tücher waren noch lau, von so einer einschläfernden Lauheit. Die sechszehn Baldriantropfen hatten sie müde gemacht und die Erkenntnis, daß sie niemanden auf Erden habe, der sie verstehen und trösten konnte.

\*

Mehr und mehr empfand sie das auf sich selbst Angewiesen sein und trug an diesem Bewußtsein wie an einer schweren Last.

Ihre einfache, großzügige Natur lag ihr selbst durchsichtig vor Augen.

Sie kannte ihren Schmerz und ihre Verlassenheit — und etwas Nebelgraues zog in sie ein.

Ja, es legte sich etwas Nebelgraues über ihr goldiges Haar, ihre rosigen Farben, und sie bekam eine spießbürgerliche, gedrückte Beimischung in ihr freies, frisches Blut. Das Traurigste, was einem Menschen geschehen kann, geschah ihr: Die lebendige Idee ihres Wesens und ihrer Erscheinung schien sich zu verlieren, war nicht mehr in jeder Bewegung zu spüren. Fremdes, das eigentliche Wesen Auflösendes drang ein.

Sie suchte Trost in der Religion, saß in stillen, dämmrigen Stunden in der guten, alten, geheimnisvollen Frauenkirche und starrte in das unklare, mystische Licht, das durch mächtige Säulenreihen wie eine trübe, zarte Flut rieselte.

Ihre arme, sonnenheiße Seele wollte sich hier fühlen, wollte die Sonne vergessen und die Sonnensehnsucht und die goldnen Ährenfelder und das fruchtbare, lebendige Menschenleben.

Der blaue Himmel oder der graue Regenhimmel that ihr weh und auch die grünen Bäume, wie alles und jedes Lebendige, denn mit allem, was sie leben sah, wollte sie leben. Deshalb ertrug sie in solchen einsamen, geheimnisvollen Kirchenstunden gar gern einen schweren, steinernen Himmel und steinerne Bäume

und einen ewig steinernen Erdboden und eine stille, tote Luft, die die heiligen Sonnenstrahlen nicht kannte.

Ja, so etwas dachte und fühlte sie oft. Ihren alten Herrgott hatte sie so recht von Herzen nur immer unter freiem Himmel anbeten können.

Hier, in der uralten Kirche, das war ein ganz anderer Gott — ein Gott mit einem kühlen, saugenden Atem, der sehnsüchtigen Menschenseelen ihre heiße Lebenssehnsucht ausfog und sie kühl und starr und unbeweglich machte.

Ihr war es oft, als ob ihre gleichgiltig und müde gemachte Seele, von ihr losgelöst an den Säulen hinstrich, zärtlich bang sich an sie schmiegte und die steinerne Kälte in sich einrinnen ließ.

So war der arme Gottesdienst des Weibes, das nach Sonne verlangte, dessen Daseinsarbeit darin bestand im Schatten stehend die Lebenssehnsucht zu ertöten, wie eine Mutter ihr einziges Kind töten würde, um damit ein frommes Opfer zu bringen, mit eben solchem herzschneidenden Weh.

Im Hause des Professors hatten die kühlen, klugen, hochgebildeten Leute jetzt ein wildes, verzweifertes Stück Natur, das ihnen brav und tadellos das Haus führte.

Sie würden sich entsetzt haben, wenn sie es hätten verstehen und durchschauen können.

Sie sahen aber alle die magdhafte, pflichttreue Hausfrau, die sie durch und durch und bis zum Überdruß zu kennen vermeinten.

„Zu all ihren Vorzügen ist sie nun noch fromm geworden,“ sagten die Stieftöchter und ahnten noch nicht, was das Leben ist und was es heißt, wenn eine Seele „fromm“ wird. Sie wußten nicht, daß die blonde Frau bei ihnen daheim an Kälte gestorben war, und daß ihr armer Körper bei ihnen nur noch umging.

Ja, die Menschen wissen nichts voneinander

\*

Ein junger Mann aus Marias Heimat, der ihr Vaterhaus, ihren großen Garten und ihre Geschwister kannte, kam in das Haus des Professors, um Grüße zu bringen.

Er war mit den Immenbachschen Kindern aufgewachsen und in Marias Alter, kannte, was sie kannte und liebte und war ein blonder, frischer Mensch, der Immenbachschen Rasse ähnlich, ein echter Jugendfreund, einer, der zu dem harmlosen, goldigen Riesenvolk gepaßt hatte.

In früher Jugend schon war er in die weite Welt verschlagen worden und hatte sein Glück gemacht, ein arbeitsvolles, ganz gesundes Glück.

In Macedonien hatte er seinen Platz als In-

genieur gefunden und war jetzt gekommen, um sich die alte Heimat, die alten Menschen und seine Studienstadt München einmal wieder anzuschauen.

Die Immenbachs hatten ihn zu Maria, auf die sie alle stolz waren, geschickt — und er war gern gegangen — denn Maria Immenbach stand ihm in der Erinnerung als die beste und schönste des ganzen Nestes — ja, ihm war, als hätte er eine wundervolle, vergessene Neigung als grüner Bub zu dem herrlichen Kinde gehabt.

Vom Professor und der ganzen Familie wurde er gastfreundlich empfangen. Er wohnte im Haus.

„Marias Gast!“ sagte der Professor. Sie hatte in der ganzen Zeit seit ihrer Verheiratung kaum einmal jemand ihrer Familie bei sich gehabt, so oft der Professor es ihr auch freundlich angeboten und nun kam gerade dieser Fremde.

Sie hatte sich seiner kaum mehr erinnert, nur seine Augen hatte sie nicht vergessen. — Scharfblickende Augen, vor die man nur ganz gesund und schön und seelenruhig treten mochte.

Sie hatte als Kind gern diese Augen auf sich ruhen gefühlt, so in dem Gefühl: Schau du nur — ich hab nichts zu verstecken.

Drei Tage wohnte er nun schon bei ihnen und war allen angenehm.



Maria aber empfand, als wären ihr die Glieder in Ketten geschlagen.

Jetzt erst wurde sie selbst es inne, daß sie ihr Lachen verloren hatte, daß ihre Bewegungen unfrei, unvornehm geworden waren. Ihr war, als lastete das ganze Professorenhaus auf ihr, als stünde sie zu jedem Menschen und jedem Möbel in einem drückenden Verhältnis.

Ihn hatte sie in der freien Sonnenluft gekannt und im glitzernden, schneerweißen Winter, in voller Jugendluft, und jetzt sah sie ihn in diesen städtischen Räumen wieder, wo man sie nicht verstand und auch nicht besonders liebte.

Er sprach nur wenig mit ihr, seine Blicke aber fühlte sie hin und wieder forschend auf sich ruhen.

Und sie verstand diese Blicke. Er suchte die alte Maria Immenbach.

„Ewig schade,“ dachte er, denn erst jetzt empfand er, daß sie etwas Vollendetes gewesen war.

\*

An einem Abend saßen sie miteinander im Salon. Der April hatte Frühlingschnee gebracht. Die Lampe brannte, und im Ofen knisterten neu aufgeschüttete Kohlen.

Marias Stieftochter spielte Chopin.

Seit Jahren hatte der Gast ein völlig kunstfremdes Leben geführt und war jetzt durch das sensibel empfundene Spiel des Mädchens in träumerisch, weltfremde Stimmung geraten, die für den gesunden Gewohnheitsarbeiter etwas köstlich Seelen und Körper ausruhendendes bedeutet.

Sie waren nur zu dreien im Zimmer.

Maria saß neben ihrem Gast und lauschte auch auf die weichen, perlenden Töne.

Wie schön sie zu spielen verstand, das zarte, fleißige Mädchen.

Noch nie hatte Maria die Fläche ihrer Seele dieser Musik so hingegeben wie heute. Sie hatte sich bisher gegen solche Töne innerlich aufgelehnt und jetzt spülten sie wie laue, lösende Wellen über sie hin.

Endlos hätte sie hören können.

Eine fremde, bewegte Männerstimme flüsterte hin und wieder vorsichtig leise, um die Spielerin nicht zu stören, nach Dingen, von denen hier niemand wußte und nach denen niemand fragte; — und diese Stimme war mit den Tönen wie zu einem Ganzen vermischt und flutete mit ihnen über sie hin, that ihr körperlich gut. Es kam ihr selbst vor, als wache sie aus einem schweren, ungesunden Schlaf auf.

Wie ein warmer Regen über ein sommermattes

Blumenbeet fällt und die müden Blüten lebendig macht, so fühlte sie in sich tausend Dinge sich stärken, und alles nur, weil ein Mensch sie warm und dringlich nach ihrem eignen Selbst frug, nach Dingen, die ihre Erinnerung, ihr Bewußtsein ausmachten.

Sie antwortete wie ein verlassenes, wieder aufgefundenenes Kind, so erregt, so bang, so schmerzhaft zitternd, so daß auch seine Stimme weich und weicher wurde.

Das große, arme Kind mit der verlassenen, einsamen Seele, dem herrlichen, ungeliebten Körper, rührte und bewegte ihn. Ihre, ihr selbst unbewußte Liebes- und Wärmesehnsucht ergriff ihn.

Ja, da hatte er ja die Heimat neben sich, nach der er gedurstet, die Heimat, die einem trauten Stück un gepflegter Erde glich.

Er war umher gelaufen von Erinnerung zu Erinnerung und nichts Lebendiges war ihm begegnet. Wie ein abgeschiedener Geist hatte er die Dinge gesehen und war heimatloser wie in der Fremde geblieben; aber hier in dieser Dämmerdecke, in dieser leichtdurchheizten, von perlenden Tönen durchzitterten Zimmerluft, begann das Heimische zu keimen — hier war er auf das Lebendige gestoßen wie mit Fühlfäden.

Er war so bewegt, so warm.

„Lehnen Sie sich besser zurück, Sie sitzen nicht bequem,“ sagte er leise zu Maria und schob ihr ein weiches Kissen behaglicher.

Weh that ihr diese Fürsorge bis in die Seele. Diese eine Bewegung sagte ihr: Du lebst ohne Fürsorge.

Sie errötete tief. Etwas Verlegenes, Unsicheres sprach sich mit einem Mal in ihrer ganzen Haltung aus — etwas Ungeliebtes — Ungepflegtes, das rührte ihn. Es sprach sich so einfach in ihr aus, daß er verstehen mußte.

\*

Maria lebte seit diesem Abend träumend. Sie fühlte in sich alle Kräfte blühen wie in einem Sommergarten. Alles war lebendig geworden.

Der lebensaugende Atem des kühlen Gottes aus der Frauenkirche war wie ein Nachtwindchen von der großen Lebenssonne fortgewärmt worden.

Nur nicht denken, nicht denken! Jede Minute leben.

Sie hatte nun tödliche Sehnsucht nach ihm, trotzdem er noch da war. Eine Sehnsucht sondergleichen, die sie fremd und angstvoll bedrängte. — Wenn er ging, nahm er alles mit, alles Leben wieder, was so warm erwacht war, was endlich erwacht

war! O, wie sie sich fürchtete, — vor sich selbst, vor ihm — vor allem und jedem. Es konnte ihr nur noch Leid geschehen. Sie war ohne jeden Schutz.

Nicht denken — nur nicht denken, denken ist Tod.

Wie sie durch ihn nur lebte!

Welche Qual!

\*

Eine Hand voll Beilchen hatte sie in ihrem langen, lebensdürstigen Traumzustand verstohlen und wie schlafwandelnd gekauft und war in der Dämmerstunde, als sie niemanden daheim wußte, auch ihn nicht, in sein Zimmer geschlüpft.

Sie hatte vor, ihm die Beilchen auf sein Lager, zwischen die Decke und das weiße Lein-Tuch zu streuen, damit der Duft ihn berührte, ohne daß er von den Blumen wußte.

Mit welcher Angst fürchtete sie, daß er die Blumen doch finden könnte.

Aber es mußte sein, mußte sein, daß sie es that.

Ihres Lebens Seligkeit hing daran, daß sie gerade dies that.

Es war auch das einzige, was sie zu thun wußte.

Eigentlich das einzige auf der Welt, was es zu thun gab — die einzige That. Alles andre war undeutlich und auch ganz verschwunden.

Sie kniete vor dem Bett und hatte das Tuch zurückgeschlagen.

Die Weilchen lagen in ihrer taufrischen, gebrechlichen Frühlingsaftigkeit auf dem weißen Leinen. Ihr zitterte die Hand. Das Herz schlug ihr laut. Sie drückte die Wange angstvoll zärtlich auf die kühlen Tücher und lebte nur in der Wonne, daß er noch da war — jetzt noch da war!

Die Thür that sich auf und er trat ein, — sah sie in der Dämmerung knien. Der zarte Weilchenduft erfüllte wie ein feiner Opferhauch das kleine Zimmer.

Das Weib in seiner tiefen, süßen Thorheit blieb fassungslös knien, blickte ihn aus der weichen Dämmerung heraus wie zu Tode getroffen an.

Er sah nur das Stück Heimat, nach dem ihm gedürstet, das Stück Heimat, das nach ihm verlangte.

Ohne diese wunderliche Stunde wären sie in stummer Qual aneinander vorübergegangen; jetzt aber löste sich jeder Zweifel, jedes Bedenken, und über alles hinweg nahm er sie stumm und heiß in die Arme.

Das Übermaß von Sonnensehnsucht, das in dem bedrückten Weibe lebte, machte sie groß und frei in dieser abgestohlenen, heißen Liebesstunde, im engen, verschlossenen Gemache ihres eignen Heims, das sie

mit vollem Pflichtbewußtsein bisher gepflegt und gehütet, als das Eigentum eines guten, edlen Menschen.

Gegen ihn ein Unrecht begehen — undenkbar! Für sein Gut und Recht nicht ganz und gar eintreten — undenkbar! Die Pflichten, die sie übernommen, verraten — undenkbar! — und doch.

In das große, schreckliche Liebeswunder versank sie wie eine weltfremde Göttin, die von Menschengeßetz und Sägung nie etwas gehört hatte. Im Arm des geliebten Mannes, ganz von heißer Liebe umfangen, von heimatfuchenden Küßsen erstickt, empfand sie durch alle Schauer hindurch eine heilige Verheißung, eine sehnsuchtsbange Verkündigung, einen goldenen Lichtstrahl und einen großen Glauben, dem sie sich opfern mußte.

Ihr innerstes Wollen, von dem sie ihr Lebtag nichts gewußt, verlangte von ihr das zu thun, was sie that, mit einer Stimme wie ein großer Gott, und sie erbehte vor diesem ihrem mächtig wollenden Willen, der größer war wie ihre Tugend, reiner wie ihre Reinheit, stärker wie ihre duldbende Weibeskraft und über alle Sünde erhaben.

Als der geliebte Mann auf den Knien vor ihr liegend, das Haupt an ihre Brust gepreßt, wie erstickt aufschrie: „Maria, ich muß gehen. — Keine Stunde mehr darf ich bleiben. Wir müssen uns trennen.“

Da sagte sie weh, aber mit wunderlicher Ruhe:  
„Geh.“

Dann banges, banges Schweigen. „Du wirst mich jeder Zeit finden,“ flüsterte er heiß, „du wirst ganz, ganz mein werden, — für immer, Maria!“

Da blieb sie stumm.

„Maria!“

Sie antwortete nicht.

„Ich werde dich nie finden,“ sagte sie hart.

„Jeder trage sein Unrecht — aber nicht miteinander.“

Ein wildes Schluchzen erschütterte ihr ganzes Wesen.

„Ich wollte keine Liebesgeschichte!“ Das kam so heftig, so ursprünglich heraus.

Sie warf sich mit dem Kopf auf die Kissen — „ich wollte,“ — banges, schluchzendes Schweigen — „ich wollte nichts Böses.“

Darauf erhob sie sich, schlang die Arme um den Hals des Mannes, sah ihm verweint in die Augen und sagte ganz weich und ganz aufgelöst in Liebe:

„Gott behüte dich — du. Geh. — Geh. Nie hören wir wieder voneinander. — Geh. — Du hast recht. Noch diese Stunde.“

Wie Verzweifelte hielten sie sich umschlungen.



Dann ein sich voneinander losreißen — und er stand allein im dunkeln Zimmer.

Kein Laut mehr — keine Bewegung, als läge ein Loter hier.

Dann endlich ein sich regen. Er zündete seine Kerze an, packte in wilder Hast seine paar Sachen und verließ das Haus wie ein Trunkener und mit einem Gefühl verzweifelter Heimatlosigkeit.

\*

Die ersten Sommerwochen waren gekommen, sonnige, wundervolle Junitage nach einem kalten, regnerischen Frühjahr.

Im Hause des Professors rüsteten sie sich zu einer großen Reise.

Dem Professor war ein wissenschaftlicher Auftrag geworden, der ihn für lange Zeit in Athen festhalten konnte, und er wollte Maria und seine Töchter mit sich nehmen.

Maria war in dieser Zeit allen durch ihr traumhaftes in sich gekehrtes Wesen aufgefallen. Etwas Verschlossenes, Herbes lag über ihr, und nahezu schien sie verstummt zu sein. Die mit sich selbst Beschäftigten beobachteten oberflächlich — nur halb bewußt. Niemand machte sich irgend eine Sorge um sie. Man war an sie gewöhnt und sah sie kaum mehr, wie das so geht.

Nur der Professor machte sich hin und wieder seine Gedanken über die junge Frau, die ihn mit einem häuslichen Behagen umgeben hatte, wie er es nie in seinem Leben gespürt. Unter ihrer Fürsorge war er aufgelebt, fühlte sich verjüngt und zufrieden, und es bedrückte ihn, daß diese sonnige Frau in seinem Hause so verstummt war.

Ihretwegen ganz besonders hatte er sich ausgedacht mit allen seinen Lieben eine neue herrliche Umgebung zu genießen.

Als er seiner Frau zum ersten Mal Mitteilung von seinem Plan gemacht hatte, war sie wie erschreckt mit ihrer Näherei von ihrem Platz am Fenster aufgestanden, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen voll Thränen.

„Freut dich das so, mein Herz?“ hatte der Professor fröhlich gesagt. „Siehst du, das ist mir aber lieb, daß dir's so nah geht.“

Schluchzend war sie zur Thür hinaus gestürzt und hatte ihn ganz verblüfft im Zimmer zurückgelassen.

„O Frauen! — Was sind Frauen wunderlich!“

Wenige Tage nach diesem Vorfall fand er einen Brief von Maria auf seinem Tische liegen, in dem sie ihn bat, sie für ein paar Tage nach Haus zum Vater und zu den Geschwistern zu lassen.

„Nun ja,“ dachte er, „weshalb denn nicht?“  
Unnatürliche, unverständliche Wesen sind die Frauen. Was ist das nun? Stimmungen über Stimmungen!

Wahrhaftig, du ewige Kausalität, du lückenlose, das Weib ist dir dennoch entkommen. So dachte der gute Mensch in einer Art Professoren-Humor.

\*

Maria reiste. Ihr Abschied war stumm und erregt.

„Weißt du, Maria,“ er klopfte ihr väterlich sanft auf die Schulter, als sie ihm die Hand gereicht; „du vernünftiges, tüchtiges Wesen — du solltest doch nicht . . .“

Da schaute sie ihn mit großen, banger Augen an.

„Ich meine,“ sagte er. — „Es liegt doch absolut nichts vor. — Du wirst doch nicht, wie sie alle es thun, mit Launen dich abgeben? Weißt du, das wäre schade um dich, mein Kind.“

„Wer giebt sich mit Launen ab?“ frug sie wie im Traum.

„Die Frauen.“

„Die Frauen?“ frug Maria, „das scheint wohl oft nur so?“

\*

Zwei Wochen gingen ins Land, ohne daß Maria an ihren Vatten geschrieben hatte, — da kam ein Brief mit der Bitte, daß er zu ihr kommen möchte, wenn auch nur auf einen Tag, auf wenige Stunden.

Der Brief enthielt keine Andeutung, um was es sich handelt — und machte einen dringlichen Eindruck.

Der Professor empfand keine besondere Befürchtung. Sehr unbequem war ihm aber dieser Eingriff in sein gewöhntes Dasein. „Herr, mein Gott,“ dachte er, „wo soll ich die Zeit hernehmen?“

Auf dem Weg zu seiner Vorlesung stand ihm mit einem Mal klar vor Augen: ‚Sie will gewiß versuchen, ob es ihr glückt, nicht mitzureisen.‘ Er erinnerte sich jetzt ihrer Gleichgiltigkeit während ihres Aufenthalts in Italien.

Dieser Gleichgiltigkeit hatte er sich nicht erinnert, als es ihm bequem war, ihr mit der großen Reise eine Freude zu machen.

Jetzt war er verstimmt, sie gehörte zu seinem Behagen; die Reise bekam ein ganz anderes Gesicht, wenn sie nicht mit wollte, wurde für alle so viel mühseliger.

Schon die zwei Wochen Strohwitwerschaft waren ihm nicht recht. Alles, besonders das Essen hatte etwas Liebloses bekommen, fast wie früher.

In Marias Art, die Speisen zu bereiten, lag Zärtlichkeit. Ja, er hatte ihre Güte, ihre Lebensfreudigkeit gewissermaßen gegessen.

Ganz grob sinnlich war es sein Magen gewesen, der ein Urtheil über sie gewonnen hatte — und zwar ein recht freundliches.

\*

Nun, er reiste also. — Da ließ sich nichts machen.

Auf dem Weg zum Bahnhof kam es ihm wie ein Epigramm in den Sinn, das folgendermaßen lautete: „Die beste Frau ist die, von der man nichts merkt.“ So sollte es sein.

„Und es war bisher so,“ dachte er nebelhaft weiter, wie bei dämmerndem Bewußtsein.

\*

Die Immenbachs fand er im vollen Sommerglück. Der Garten glühte von Blumen, die Obstbäume beugten sich, wie damals, als er sich sein Weib heimholte. Die Sonne lag brütend über der ganzen fruchtbaren Herrlichkeit, und über der weiten, goldgelben Ebene wölbte sich der Himmel wie eine blaue Glocke.

Der gehegte, eifrige Mann spürte hier wieder Mutter Erdens Nähe so seelenlösend. Seine wissen-

schafftliche Bedeutung, seine ganze Wichtigkeit begann wie tropfend von ihm abzutauen, und so etwas Fremdes, Weiches, Menschliches rührte sich. Ihm war, als strichen duftende Hände über ihn hin und strichen alles fort, was er war, was er zu sein glaubte.

Unerwartet kam er an, und wie er den Weg, der zwischen dem langen Streifen Sommerblumen auf das Haus zuführte, ging, mußte er stehen bleiben und lauschen und schauen.

Aus der weiten Laube nahe am Haus hob eben ein wundervolles, süßes Lied vielstimmig an. Ein so einfaches, gutes, starkes Lied, ein Lied wie der Sommer selbst. Was es Schönes auf Erden giebt, Sonne und Liebe und Sehnsucht und die große Freude am Leben lagen darin.

Wie der Professor so stand, stieg es ihm warm zum Herzen und in die Augen.

Alle Erinnerung war wie von ihm gewichen und nur noch ein paar liebe, freie Jugendstunden waren noch mit ihm verbunden.

Die Immenbachschen Töchter und Maria sah er um einen mächtigen Tisch stehen, einen Haufen duftender Gartenerdbeeren ordneten sie in Körbe. Sie waren ganz versunken in ihre Arbeit und ihren Gesang.

So schön und stark standen die jungen, frischen Geschöpfe da.

Aus der weiten Laube strömten mit dem Gesang Lebensfreudigkeit und Jugendwonne in die blaue, warme Sommerluft hinaus.

Wie fremd erschien ihm sein Weib unter diesen köstlichen Gestalten, selbst so schön und jung und froh.

Er sah sie mit einem Mal wieder in demselben Zauber, in dem er sie früher gesehen.

Wie hatte er wagen können, dieses Geschöpf in sein Haus, das der großen, freien Natur so fern stand, zu verpflanzen? Da war nichts Magdhaftes, nichts Gedrücktes, nichts Verstummtes, königlich stand sie und sang und arbeitete mit dem anderen blonden, prächtigen Volke.

Sie bemerkten ihn erst, als er ganz nahe bei ihnen war. Da sah er, wie Maria bei seinem Anblick erbleichte.

Freundlich und erstaunt wurde er von den andern begrüßt.

Ja, hat euch denn meine Frau nicht gesagt, daß ich kommen sollte?

„Nicht ein Wort davon,“ und alle Blauaugen richteten sich fragend auf Maria.

Die stand noch immer tief erbleicht und sagte: „Ich erwartete dich noch nicht, — aber alles ist bereit. Komm ins Haus und ruh.“

Dann saßen sie alle miteinander am Theetisch,

die Immenbachs Mädels noch immer in der sanftesten Wellenbewegung eines fröhlichen Erstaunens. Maria eigentümlich fremd und ernst, versäumte aber keinen Augenblick, eine aufmerkame Wirtin zu sein.

Einen ganz eigentümlichen Eindruck machte sie auf den Professor, schön und vornehm in ihrer gehaltenen Ruhe.

Hier war sie daheim, — bei ihm nicht. „Wilst du nun etwas auf dein Zimmer gehen?“ fragte sie.

„Nein, Maria, laß uns den Tag genießen. Geh mit mir solch einen Weg wie einst.“

„Ja,“ sagte Maria, erhob sich langsam, schritt zögernd auf die stattliche Reihe wetterharter Gartenhüte zu, die noch immer ihren alten Platz hatten, nahm einen davon und setzte ihn sich auf ihr blondes Haupt.

„Ich bin bereit,“ sagte sie.

Er mußte lächeln, das paßte so ganz zu ihr, dieser langsame Griff nach irgend einem der abenteuerlichen Hüte. Sie brauchte einen Schutz gegen die Sonne. Alles andre war Nebensache, ob dieser Schutz sie kleidete oder nicht.

Sie war, die sie war.

Er sah sie heute, wie er sonst nur Kunstwerke zu sehen verstand.

So gingen sie miteinander.



Es mochte gegen sechs Uhr abends sein. Die Sonne hielt in ihrem Sommerrecht; ihr gehörte jetzt diese Stunde, die sie durchwärmte, mit ihrer Liebeskraft durchströmte.

Mochten Herbst und Winter die Stunden dann wieder auskühlen.

Heute aber lebte die Sonne! strahlte in warmem Nachmittagslicht, voll und tief.

Die Felder dufteten. Sie hatten schon einen warmen Goldton. Wie in endloses Blau hinein, schmetterte eine Lerche ihr starkes Lied von der Lebenswonne, die wie ein Wunder in diesem heißen, lebendigen Federstäubchen lebte, das da oben im Sonnenlichte wirbelte.

Maria ging stumm neben ihrem Manne her.

Er sah, wie sie sich niederbeugte und einen schweren, müden Halm mit einer mütterlichen Bewegung wieder mit dem Meer seiner Brüder vereinigte.

Aus dieser selben Bewegung war einst bei ihm der Wunsch entstanden, sie bei sich zu haben und sich mit ihr zu verbinden.

Sonderbar, nun hatte er wieder daran gedacht, daß seine Liebe zu ihr in ihrer Mütterlichkeit Wurzel geschlagen.

Auch jetzt dämmerte es ihm nur leicht, berührte ihn kaum.

„Sage mir,“ fragte Maria nach langem Schweigen, aber so wahr wie ein Mensch zum andern überhaupt sein kann: „Gehöre ich notwendig zu dir?“

„Wie denn, mein Kind, was willst du denn?“

„Es ist eine ernste Frage, du mußt mir antworten.“

„Ich dir? Weshalb denn?“

„Es ist notwendig,“ sagte Maria.

„Nun aber, natürlich gehörst du zu mir?“

„Wie Geist zum Geist und Leib zum Leib?“ frag sie weiter — und sagte selbst ruhig und entschieden: „Nein.“

„Wie kommst du darauf?“ frug er unwillig erstaunt. „Laß das!“

„Nein,“ sagte sie. „Ich muß das alles fragen, denn ich muß dich vor etwas, so viel in meiner Macht steht, bewahren.“

„Was hast du denn, Kind?“

„Laß mich reden,“ bat sie, „deinetwegen. Du kennst meine Seele nicht und ich nicht deine. Meine Jahre sind dir fremd und mir deine. Dein ganzes Leben ist mir fremd und dir meins. Uns ist gegenseitig an uns beiden alles fremd.

Du brauchst mich gar nicht.“

„Maria, was soll das alles?“

„Sag mir, im Namen Gottes,“ bat sie flehend,

„ob ich dir irgendwie nahe stehe, ob Ihr alle euch nicht viel besser befändet, wenn irgend jemand wie ich, euer Haus führte, so wie ich es that, ohne zu euch zu gehören?“

„Soll das heißen, du willst wieder frei werden?“ fragte er gereizt.

„Was ich frage, muß gefragt sein. Ich bitte dich, denke mit mir! — Wenn ich stürbe, — stirbt dir nur eine gute Magd, — sagen wir so. Wenn du über mich trauertest, wärest du dir selbst nicht klar. Ihr würdet auch alle nicht um mich trauern, es würde euch nur unbequem sein. — Im Grunde nur das.“

Sie sprach seltsam ruhig.

Sie standen sich jetzt gegenüber. Der Professor hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt. „Kind! Kind! verfühde dich nicht.“

„Nein, es ist alles so, wie ich's sage.“

„So — nun also.“ In dem braven Manne stieg der Zorn auf. — Er legte seine Hände auf dem Rücken zusammen und ging, als bereite er sich zu einer seiner Vorlesungen vor, ganz in sich selbst versunken.

„Wenn ich dir sage,“ begann er heftig, „daß ich dich wie eine Tochter liebe, — genügt dir das?“

„Nein,“ sagte sie.

Er schaute auf.

„Ich bin dein Weib und nicht deine Tochter.“

„Nun — mein Gott — ja. Du hast gewußt, daß ich kein Jüngling bin. Hätte uns Gott ein Kind schenken wollen, so hättest du dies Glück wie andere auch genossen. — Ja, aber es sollte nicht sein. Es war dir nicht bestimmt.“

„Also, du liebst mich nicht mehr wie dein Weib?“ fragte sie weich — wie befelegt. „Sag es noch einmal!“

„Nun, — was willst du denn?“ Er war ungeduldig. „Ich denke nicht, Maria, — aber ich liebe dich dennoch.“

„O — du!“ rief sie. In ihren Augen standen Thränen. „Ich danke dir! — Nächstelang habe ich Gott gebeten, — daß es so sein möchte, daß du so antworten müßtest. — Nicht um meinetwillen, aber um deinetwillen.“

Dann brach sie ab, über ihr Gesicht zog ein leiser Ernst. Sie stand immer noch vor ihm, faßte seine beiden Hände und sagte, wie es nur die weltfremde Göttin thun konnte, um die er hier einst gefreit: „Ich war eine Nacht das Weib eines andern und fühle mich Mutter.“

Er ließ ihre Hände fahren und starrte sie an. Ihr war, als wenn er taumelte, und sie machte eine Bewegung, um ihn zu stützen.

„Laß! — laß! — Geh!“

Das wurde hastig, wie außer sich hervorge-  
stoßen!

„Laß dich nicht hinreißen — sei ruhig —“ bat  
sie — „um deinetwillen. Gott behüte dich.“ Sie  
faßte seine Hand. So mütterlich, so hingebend gut  
stand sie vor ihm, so einzig in ihrer Art.

„Du armer Mann — du armer. — Gönn  
mir 's — um deinetwillen. Glaub doch nicht, daß  
du unglücklich sein mußt! Ich will dir dienen, und  
wenn du mich nicht mehr magst, bleib ich hier beim  
Vater; die beiden Schwestern heiraten nun, da bin  
ich am Platz.

Ohne Kind wär ich verschmachtet.“

Das war alles so einfach, so richtig und so  
weltfremd.

Hier unter dieser großen, blauen Himmels-  
glocke, vom goldenen Getreide unabsehbar umwogt, begleitet  
von dem unausgesetzten, erdenwohligen Lerschentriller,  
fühlte er gegen seinen Willen ringsumher eine Macht  
aufgerichtet, gegen die er nicht konnte wie er wollte,  
die ihn sanft überwältigte und gleichsam erstickte.

Mutter Erde duftete nach Korn, blühte betäubend,  
einschläfernd und das blonde, ruhige Weib mit der  
weichen, vollen Stimme, die in Angst um ihn bebte.  
Große, gewaltige Mutter Erde, die hier in der Korn-

wogenden Einsamkeit wie unmittelbar mit diesem naturfremden Manne in Berührung kam!

Ihm war, als schaute er in ein uraltes My-  
sterium, ihm schwindelte.

Nie hätte er sich in eine solche Lage, wie er sie jetzt im schweren Traume erlebte, hineindenken können. Taumelnd ließ er sich auf einen alten Meilenstein nieder. —

Ja, und sie stützte ihn. Mütterlich schützte sie ihn, wie den Salm, den sie dem Meere seiner Brüder wieder angeschlossen — nicht anders.

Er empfand ihre starke Mütterlichkeit wie einen Schauer. Das Weltfremde in ihr, das Ureinfache hatte es ihm wieder angethan.

Verfluchen, mißachten und verstoßen sollte er sie.

Ihm war betäubt zu Mute, — die schwere Betäubung nach einem großen Schreck.

Daß ihm so etwas passieren konnte — so etwas ihm! Das war einfach undenkbar! — und doch!

Er sah, wie sein Weib die gefalteten Hände zu ihm aufhob — da winkte er ihr, zu gehen.

Wie ein Bann lag eine schwere, lähmende Dumpfheit über ihm. Die Art aber, wie er Maria zugewinkt, mußte etwas Tröstendes für sie haben, denn sie faßte seine Hand und küßte sie demütig.

Die Hand sank matt herab; mit der andern

stügte er sein Haupt. So blieb er sitzen, und sie ging.

Das Außerordentliche hielt ihn wie in Ketten. Er stand ihm hilflos wie ein Kind gegenüber.

Was sollte geschehen?

Nein, so weit dachte er noch gar nicht. Er fühlte das Altsein wie eine wehe Trauer — und Mutter Erde war so stark und jung und gleichmütig. In ihrer Verbewonne erschien sie ihm, dem Alten, so fremd.

Wie es um ihn her wogte und glänzte und jubilierte! Es trieb und wuchs und wollte in die Unendlichkeit hinein sich fortsetzen.

Er selbst erschien sich hier wie etwas Vergangenes, wie er so gebeugt und widerstandslos saß und fühlte das Gegenwärtige wie über sich hinwegwachsen.

Ach — wie er ermattet war von diesem Schreck.

Sie hatte seine große Güte getreten. Pfui!

Da stieg sie vor seiner Seele auf wie ein Kunstwerk — und er konnte sie nicht mißachten.

\*

Als er in der Dämmerung mit schweren Schritten ratlos, was zu thun, auf Immenbachs Haus zuing, ja selbst ratlos, was er fühlen sollte, da stand sie an der Gartenthür.

Sie wartete auf ihn.

Mit einem demütigen Mut ging sie ihm entgegen und sagte:

„Mir war so angst um dich, thue mit mir, was du willst.“ — Und wieder küßte sie ihm die Hand; nicht sklavisch, nicht unterwürfig, sondern wie ein Mensch, der dem andern wider Willen wehe gethan und ihn wieder heilen möchte.

„Maria — Maria,“ sagte er. „Mein ganzes Leben war rein.“

Sie preßte die Hände vor die Stirn. Ein Schluchzen erschütterte sie.

„Geh mit mir,“ sagte er kurz und tonlos.

Sie führte ihn in das Fremdenzimmer, in dem er vor Jahren schon gewohnt. Die Lampe brannte, der Tisch zur Abendmahlzeit war für ihn allein gedeckt. Ein Rosenstrauß duftete, der Theekessel summtte bald.

„Darf ich dir helfen?“

Sie goß ihm den Thee ein und schnitt ihm ein kaltes Hühnchen zurecht.

„Ich bitte. — Du wirst sonst krank!“ Demütig und ruhig schien sie zu sein, ein Weib, daß bereit war, jedes Schicksal zu tragen und doch sich nicht selbst verloren hat.

Keins von beiden sprach mehr ein Wort. Er



aß ein paar Bissen, trank eine Tasse Thee. Sie reichte ihm Brot und Salz.

„Schlaf wohl, Maria,“ sagte er dann und gab ihr die Hand.

Somit hatten sie sich fürs erste zum letzten Mal für lange Zeit gesehn.

\*

Vor Tagesanbruch machte sich der Professor zur Bahnstation auf und hinterließ seiner Frau einen verschlossenen Brief.

\*

Maria findet diesen Brief im Zimmer ihres Vatters, öffnet ihn mit bebender Hand und liest:

„Ich bleibe dein Freund. — Erwarte mich bei deinem Vater. Wir reisen jetzt. Du hörst von mir.“

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und sank nun in die Kniee und weinte und lachte und hätte die Lust umarmen können.

Dann geht sie hinaus in die wundervolle Sommermorgenfrische — so voller Glück und Frieden.

Hinter dem Gemüsegarten dehnten sich die Felder aus.

Auf dem grünen Grasrain, zwischen Feld und

Gartenmauer, läßt sie sich nieder — ganz in sich  
zusammengekauert.

Sie ist müde — so müde — müde nach langer  
Angst und erlöst von langer Angst.

Jetzt ist sie gerettet! — und alle sind gerettet!

Ihren Kopf birgt sie ins volle Gras und küßt  
die kühlen, festen Halme, die ihr die Lippen streifen.

Nun streckt sie sich.

Wie wohl es ihr ist.

Und so versteckt vom wogenden Korn liegt sie  
wie ein Kind in Mutterarmen.

Niemand sucht sie hier.

Niemand ahnt die große Seligkeit.

Niemand weiß von ihrer Not, die ihr guter  
Freund von ihr genommen.

Sie ist freigesprochen.

Und keiner kannte ihre Sünde.

Und voller Sommer ist's!

Und sie ist Mutter.

Das ist alles so schön.

Sie ist befriedigt, wie sie es nicht als Kind war.

Ein Windchen weht über die Ähren. Das Licht  
liegt warm und golden über der Welt. Ihr Zopf  
hat sich gelöst und schimmert auch wie Gold in der  
Sonne.

Sie schläft fest ein und träumt von etwas

Weichem, zarten Goldigen, das sich ihr in den Armen, an der Brust regt — ihr Kind! — Nein. — Ja — nein. Ja, — es ist das Köpfchen eines Kuchleins, was sie da sieht, groß wie ein Kinderköpfchen — ganz goldig, flaumig, warm pulsierend — und duftet nach Kornblüte.

Und eine Liebe — eine Liebe — regt sich in ihr zum Hinsterben, da hört sie sich singen: „Goldvogel weint — Goldvögelein lacht.“

Da liegt die ganze große Seligkeit darin, wie in einem Zauber.

Ihr erscheint das so wundervoll schön.

„Goldvogel“ heißt es —! Da kommen ihr süße, selige Thränen in die Augen.

Und still, ohne Regung liegt sie und spürt erschauernd den Traum.

---



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY  
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of  
50c per volume after the third day overdue, increasing  
to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in  
demand may be renewed if application is made before  
expiration of loan period.

June 1, 19

①

SEP 7 1919

APR 2 1921

MAR 6 1925

APR 2 1928

SEP 4 1981

REC. CIR. MAY 12 1981

Doniau 214522 872  
 Sommerbuch P 671  
 MAR 15 1912 James MAR 16 1912  
 OCT 15 1912 Pungert SEP 2 1918  
 Jan. 16 '14 B R 48:2 FEB 18 1914  
 AUG 8 1914 48.2  
 OCT 22 1917 Pungert OCT 2 1917  
 June 4, 19 Weber  
 SEP 7 1919 Mac Miller  
 SEP 20 1919 Univ. B. L. FEB 1 1920  
 MAR 6 1925 Pungert FEB 22 1925  
 APR 2 1925 Pungert APR 1 1925

572  
 B671  
 50  
 Bonlan  
 214522

[10m-8, '11]

